
Die psychoanalytische Bewegung

Erscheint zweimonatlich + Herausgegeben von A. J. Storfer

Albrecht Schaeffer :
Der Mensch und das Feuer

Jean Frois = Wittmann :
Moderne Kunst und Lustprinzip
(Expressionismus und Surrealismus)

K. Landauer: Die Gemeinschaft mit sich selber — H. Deutsch: Ein Fall von hysterischer Schicksalsneurose — Hanns Sachs: Caligulas Geliebten Jesuitismus und Psychoanalyse — Weiblichkeitskomplex des Mannes und Potenzstörungen — „Das Unbehagen in der Kultur“ — „Vernüchterung“ — Psychoanalytische Lehrkurse

Preis des Einzelheftes Mark 2,-

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien

„Die psychoanalytische Bewegung“

Erscheint zweimonatlich

Herausgegeben von A. J. Storfer

Alle redaktionellen Sendungen

(Manuskripte, Rezensionsexemplare usw.)

und alle geschäftlichen Sendungen

(Abonnements, Zahlungen usw.)

bitte zu richten an:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien, I., Börsegasse 11

Telegrammadresse: Psychoverlag Wien — Telefon: U 21-4-29

Zahlungen

können erfolgen durch Postanweisung, Bankscheck oder durch
Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti

des „Internationalen Psychoanalytischen Verlags“:

Leipzig 95.112

Prag 79.385

Wien 71.633

Budapest 51.204

Zürich VIII, 11.479

Zagreb 40.900

Paris C 1100.95

Warszawa 191.256

s'Gravenhage 142.248

Riga 36.93

Preis des Einzelheftes Mark 2.—

Abonnement 1930 (6 Hefte) Mark 10.—

Einbanddecken in Halbleder

zu dem abgeschlossenen I. Jahrgang (1929) können zum Preise von M. 3.20 bezogen
werden durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verlag

Die psychoanalytische Bewegung

II. Jahrgang

Mai/Juni 1930

Heft 3

Der Mensch und das Feuer

Von

Albrecht Schaeffer

Wenn etwas Neues zum Licht will — Tat, Werk oder Gedanke, so bedarf es, außer des eigenen Werde-Triebs, eines Widerstands außerhalb seiner selbst; es bedarf eines Feindes, um so, an ihm seinen Willen zum Leben kräftigend, sich emporzukämpfen, die letzte trennende Decke zu durchstoßen — oder aus Unklarheit und Gestaltlosigkeit die lebendige und geprägte Form zu gewinnen. Die großen Männer unserer Geschichte zeigen uns, wie sie wurden; sie verdanken ihre beste Kraft ihren Feinden.

So waren es — in erheblich bescheideneren Grenzen — hypothetische Sätze über die „Zähmung des Feuers“ in dem neuen Buche Sigmund Freuds über „Das Unbehagen in der Kultur“, die in mir einer seit langem gehegten Mutmaßung über die Erfindung des Feueranzündens nun zu einer Festigung verhalfen, sodaß sie sich aussprechen läßt. Wenn es daher nötig ist, daß ich mich zunächst gegen die Hypothese Freuds wende, so geschehe es nicht ohne die Erklärung, daß es das einzelne Wort ist, aber nicht der Mann, das ich zu bestreiten versuche, da ich für die seltene Persönlichkeit des Vieles wissenden und durch bedeutsame Entdeckungen der Menschheit wichtigen Gelehrten nur die größte Verehrung empfinde. Wobei ich noch davon absehe, daß seine Hypothese für ihn, abseits von seinem



eigentlichen Weg liegend, von ihm nur gestreift wurde und, jedenfalls innerhalb der Grenzen jener Schrift, für ihn nicht von erheblicher Bedeutung war.

Die „ersten kulturellen Taten“, so sagt er, „waren der Gebrauch von Werkzeugen, die Zähmung des Feuers, der Bau von Wohnstätten.“ Und er fügt zu der im nächsten Satz wiederholten Wendung „die Zähmung des Feuers“ die folgende Anmerkung:

„Psychoanalytisches Material, unvollständig, nicht sicher deutbar, läßt doch wenigstens eine — phantastisch klingende — Vermutung über den Ursprung dieser menschlichen Großtat zu. Als wäre der Urmensch gewohnt gewesen, wenn er dem Feuer begegnete, eine infantile Lust an ihm zu befriedigen, indem er es durch seinen Harnstrahl auslöschte. An der ursprünglich phallischen Auffassung der züngelnden, sich in die Höhe reckenden Flamme kann nach vorhandenen Sagen kein Zweifel sein. Das Feuerlöschen durch Urinieren — auf das noch die späteren Riesenkinder Gulliver in Liliput und Rabelais' Gargantua zurückgreifen — war also wie ein sexueller Akt mit einem Mann, ein Genuß der männlichen Potenz im homosexuellen Wettkampf. Wer zuerst auf diese Lust verzichtete, das Feuer verschonte, konnte es mit sich forttragen und in seinen Dienst zwingen. Dadurch daß er das Feuer seiner eigenen sexuellen Erregung dämpfte, hatte er die Naturkraft des Feuers gezähmt. Diese große kulturelle Eroberung wäre also der Lohn für einen Triebverzicht. Und weiter, als hätte man das Weib zur Hüterin des auf dem häuslichen Herd gefangen gehaltenen Feuers bestellt, weil ihr anatomischer Bau es ihr verbietet, einer solchen Lustversuchung nachzugeben. Es ist auch bemerkenswert, wie regelmäßig die analytischen Erfahrungen den Zusammenhang von Ehrgeiz, Feuer und Harnerotil bezeugen.“

„Phantastisch klingend“, so nennt er eingangs entschuldigend seine Hypothese, und schon diesem Wort muß ich widersprechen — und darf es wohl grade deshalb, weil es ein Wort meines Lebens-Gebietes ist, das der Mann der Wissenschaft wählte. Ich kann nämlich diese Mutmaßung von den Anlässen zur Feuer-Zähmung unmöglich phantastisch finden, sondern vielmehr nur phantasielos: ja so ohne Phantasie, d. h. ohne Vorstellungskraft irgend realer Zustände oder Vorgänge, so theoretisiert, wie man es von einem Mann der Wissenschaft

allerdings fordern möchte. Denn an menschliche Zustände welcher Art ist hier zu denken, welche Art Urzeit hier vorzustellen, welcher ein Mensch und welcher ein Feuer, dem sich „begegnen“, das sich auslöschen ließ? — Ehe ich aber auf diesem Weg fortfahre, ist es nötig, die von Freud mutmaßlich geäußerte Vorstellungskette gewissermaßen ins Reale zu härten, damit wir ihr eigentliches Ergebnis erfahren. Gesagt wird:

- 1) Ein Mensch begegnet einem Feuer.
- 2) Dies darf er nicht in Besitz nehmen und zu nutzen versuchen.
- 3) Sondern er muß den Trieb empfinden, es mit seinem Harn auszulöschen.
- 4) Diesen Trieb muß er unterdrücken, um sich
- 5) durch solchen Verzicht die Erlaubnis zum Besitz des Feuers zu verdienen.
- 6) Nun darf er es wegtragen.

Wie schon gesagt, meine Vorstellungskraft scheidet hier bei jedem Versuch zuzufassen. Allein es erheben sich noch andere, mir scheint, wesentlichere Fragen, nämlich: Läßt knabenhafter Mutwille, läßt solch ein Wunsch zu einer Trieb-Befriedigung sich vorstellen, in früherer Zeit, einem Wesen wie dem Feuer gegenüber, das jedenfalls eine Kostbarkeit war, gleichviel ob eine geheiligte oder nur nützliche. Denn dies immerhin wissen wir, weil es noch heute so ist. Wir können Vieles in so fernere Vergangenheit zwar nur vermuten; das aber scheint sicher, daß in je früheren Zeiten das Feuer um so größere Ehrfurcht genoß, als ein ursprünglich vom Himmel gespendetes, furchteinflößendes und selber göttliches Wesen, wofür wir das Zeugnis der Mythen, das bekannteste in der von Prometheus haben. Etwas von dieser Ehrfurcht wird, denke ich, auch Professor Freud mir zugeben, aus demselben Grunde nämlich, aus dem er die religiösen Bedürfnisse der Menschheit aus ihrer Angst und Hilflosigkeit herleitet.

Unter dem Vielen, was wir nicht wissen, ist auch das: ob der Mensch als erstes ein vorhandenes, von einem Blitzstrahl entzündetes Feuer in Besitz nahm und aus ihm andere erweckte, oder ob er das Feuer nur kennen lernte aus dem Anblick, der ihm den Wunsch danach und ihn zu der Erfindung des Feuerschlagens erregte. Man mag geneigt sein, das Erste für richtig zu halten; wenn ich dagegen für das Zweite bin, so ist das freilich nur meine subjektive Empfindung, die ich mit Grün-

den kaum zu stützen weiß, aber die mich glauben läßt, daß den Menschen immer eine Scheu gehindert habe, die vom Himmel gefallene Flamme zu berühren. Oder sie mag ihm auch wie ein Untier erschienen sein, das er nur von fern zu erlegen gewohnt war, aber nur als Verendetes anzutasten. Einer Mythe vom feuerspendenden Blitz erinnere ich mich nicht; dagegen gibt es zu denken, daß in der Sage Prometheus keineswegs die offene Flamme, sondern nur einen einzigen Funken in der Höhlung eines Rohrs zu den Menschen brachte. War das Ei eher da oder die Henne? Der Funken scheint dagewesen zu sein vor der Flamme. Und als seinen Ursprung nennt uns dieselbe Prometheus-Mythe die große Gebälerin selbst, die Sonne, worauf an späterer Stelle zu kommen sein wird.

Gleichviel aber, wie wir die Gewinnung des ersten Feuers uns vorstellen mögen: sobald es da war, mußte es geheiligt sein. Kostbar war es auf jeden Fall. Denn wenn sein Bestand gebunden war an seine Hut oder an die Möglichkeit, von der entfernten Mutter-Flamme ein neues zu holen, so war vor Allem diese selbst, war aber auch jede andre ein Heiligtum, dessen Vertilgung dem Tilger gewiß eine ähnliche Strafe eintrug wie das Auslöschen eines Menschenlebens. Sehr wahr beginnt deshalb Johannes V. Jensen seine Saga vom Menschen der Eiszeit im „Gletscher“ mit der Verbannung dessen vom Stamm, der die Hut des heiligen Feuers versäumte. War den Menschen aber die Kunst des Feuerzündens mit dem Quirl bekannt, so darf für gewiß gelten, daß dies zauberhafte Instrument nicht in Jedermanns Hand war; daß es geheimer und mächtiger Besitz von Einzelnen — wahrscheinlich Priestern — war, — mit der gleichen Folge für Verehrung und Behütung der lebendigen Flamme. Ganz abgesehen von solchen grundbedeutenden Heiligungen — kostbar mußte das Feuer sein als Lebens-Wecker und Lebens-Erhalter, mit seiner Wärme, seinem Licht, seiner Kraft, Nahrung zu bereiten, Ton zu härten, Metall zu erweichen.

„Wenn er dem Feuer begegnete“, sagt Freud. Aber Wer war es denn, und wie begegnete man einem Feuer? Herdfeuer — gab es ein andres? Oder wäre ein im Walde, vom Blitzstrahl entzündetes vorgestellt? Nach Allem, was ich gehört oder selber gesehn habe, ist es das seltenste Vorkommen, daß ein Baum vom Blitz in Brand gesetzt wird

Und nun sollte Jemand solchem Feuer begegnen und Nichts wissen, als sich in solcher Weise dazu zu verhalten? Nicht als ob ich solches Verhalten an sich in Abrede stellen wollte; ein derartiges Antworten auf die Gebärde der Flamme, ein Verlangen derartig leibhaft mit ihr in Verbindung zu kommen, liegt nicht außerhalb des Vorstellbaren. Denn es hat Empfindungen, Bräuche, sogar Heiligungen gegeben, die nicht unsere waren, und wenn der Harn und seine Entleerung ins Feuer uns unanständig erscheint, so braucht das beim frühen Menschen deshalb durchaus nicht so gewesen zu sein. Wiederum aber ist es die Absicht des Auslöschens, die mir unverständlich bleibt, während eine Teilnahme am Lebendigen mir eher vorstellbar wäre, die es höher aufprasseln läßt, um durch gesteigertes Tanzen und Lodern wieder die Lebenslust des Entfachenden zu steigern. Alldies ganz hypothetisch gesagt, denn die Basis, das Feuer selber und die Begegnung mit ihm, bleibt unbetretbar. Unbetretbar letzthin — weshalb? Weil es Zufall wäre, was wir beträten. Aber die Zähmung des Feuers kann mit Zufälligkeit so wenig zu tun gehabt haben wie die Entdeckung Amerikas oder der elektrischen oder der Dampfkraft oder irgend einer der großen Erfindungen und Entdeckungen, die allesamt aus dem Geist entsprangen, aber nicht aus der Realität.

Allein die gedachte Begegnung des Menschen mit einem Feuer war nur Anlaß und Anfang. Worin bestand seine Zähmung? — Nein, sagt Professor Freud, diese ist ja bereits erfolgt; weil der Mensch sich selber bezähmte, bezähmte er das Feuer. Und wenn mit diesem inneren Vorgang auch realiter Nichts geschehen ist, so halten wir doch hier eine glaubhafte Wahrheit: daß nämlich nur der Mensch zu einem Bund mit dem Feuer gelangen konnte, der erfuhr und wußte, daß Feuer ein nicht nur in der Natur außerhalb seiner selbst Vorhandenes, daß Feuer auch in ihm selber war. Und hieran werden wir uns später erinnern.

*

Ich gehe nun ohne weiteres daran, diejenigen Momente auszubreiten, die sich in meinem Denken zu verschiedener Zeit einstellten und zusammenfügten; eine Frage zuerst.

Die Frage war: wie lernte der Mensch das Feuermachen? Wie, meine ich, kam er zu der Erfindung des Feuer-Quirls, jenes Instru-

mentes, das bei stehen gebliebenen Völkern noch heute, soviel ich weiß, im Gebrauch ist, und das aus einem Stabe von Hartholz besteht, der zugespitzt in die vertiefte Stelle eines weichen Holzes gesetzt und nun mit den Händen oder auch vermittels einer Bogensehne gequirlt, durch seine Umdrehung in dem Weichholz Hitze, Glut, Feuer erzeugt, einen Funken, der in trockenem Laub oder Zunder aufgefangen der Keim der lodernden Flamme ist. — Ja, wie verfiel der Mensch darauf es so zu machen? Wer hat ihm gewiesen, daß geriebene Hölzer sich bis zum Brennen erhitzen? Wo in seiner Welt gab es einen Anlaß, derlei etwa zu versuchen? — Wenn ich antworte, ich sehe keinen, so kann ich gleich hinzufügen: ich wünsche auch keinen zu sehn. Denn ich bin sicher, damit die gleiche Grundlage zu betreten, deren Gültigkeit ich bereits weiter oben bestritten habe: die des Zufalls. Die Erfindung, vor der wir noch heute bewundernd stehn, kann wie all ihre späteren Schwestern nicht erzeugt sein durch Anlaß irgend einer Realität; sondern ihrer aller Erzeuger war eine vorgefaßte Idee. Die großen technischen Entdeckungen wurden in der Theorie gemacht; oftmals erst sehr spät, oft aus einem ganz andern Hirn, folgte die Praxis.

Ideen, wie wir sie kennen, hatte der Frühmensch wohl keine. Was er hatte, war sein ganzes, ihm vermutlich unteilbar scheinendes Wesen, in dem er zwar nicht, wie wir Heutigen, Geist, Seele, Herz, Gedanke, Trieb, Willen, Verstand, Sexus, Bewußtsein und Unbewußtsein und was immer unterschied; das aber — um so besser, um so sicherer vielleicht — so beschaffen war, daß es ihm darreichen konnte, daß es aus sich entspringen ließ, was es eben bedurfte; daß es Erfahrungen sammelte, nicht in Menschenaltern, sondern in Völkerzeiten und Jahrtausenden, die sich in der unterirdischen Nacht zu Kristall preßten, bis sie blitzten; daß solches Wissen sich ihm dann darreichen konnte nach oben hin, in seine Tatkraft hinauf, wo es nun Helle wurde, nun erst eine Erfahrung, eine Schau, eine Einsicht, eine Brauchbarkeit, ein Wissen, das sich dann aus ihm löste und Gestalt empfing von seiner Hand, als eine Art Etwas zu machen oder eine neue Erfindung.

Wiederum aber, wenn sein Wesen so war, so kann es darum für ihn kein Inneres, in ihm Beschlossenes gewesen sein, in das er hätte hineinsehn oder hineinhorchen können, um Etwas darin zu erfahren oder zu erkennen; so wie wir heute meinen, hören zu können auf:

die Stimme des Herzens, die Mahnung des Gewissens, eine Ahnung, eine Botschaft des Unterbewußtseins; wie schon Homer seine Helden Gespräche führen ließ mit ihrer Seele, Gespräche ihres verzagten mit ihrem tapferen Ich, wo sie sich dann fragen: „Aber was redet denn mein lieber Geist mit mir Solches?“ Sondern anzunehmen ist im Gegenteil, daß er innen aus sich Nichts erfuhr; daß er wie kein Späterer mehr in den äußeren Dingen lebte und ihrer Lebendigkeit inne war, insofern er nur von ihnen Alles erfuhr, was in ihm vorging, in ihrem Bilde sein eigenes Wesen sah und erkannte, so daß beispielsweise alles Feurige in der Welt für ihn etwas Einiges war, die Glut der Sonne auf seiner Haut, die Sonnenscheibe, der Blitz, das Feuer im brennenden Scheit und Feuer in seinem Innern, Feuer der Freude und Brand eines Schmerzes, Flammen-Qual eines Gifts oder einer Wunde und Flammen-Lust in seinem Geschlecht und die Flamme der Entehrung auf seiner Wange. All dies war Feuer eines einzigen gemeinsamen Ursprunges, und nur weil die Sonne brannte, konnte er eine Wallung in seinem Innern spüren als Brennen und ihrer gesondert inne werden und mit einem Namen bewußt. Wir sagen noch heute nicht umsonst, daß uns das Herz brennt oder das Antlitz vor Scham. Scham und Reue und Verzweiflung waren einmal wie die Lüste wirkliche Brände, dem Feuer der Sonne verwandt.

Daher, wenn eine Erfindung wie des Feuermachens möglich wurde, so lag ihr Zeugungs-Ort im Innern des Menschen, die Zeugung jedoch geschah von außen; es war ein Funke der Außenwelt, der in das Innere fiel und den Gedanken erweckte.

Denn nicht den Blitz fing Prometheus mit einem Scheit, — und wie wäre das doch leicht gewesen für den Titan? Sondern er mußte die Glut aus der Sonne selber schöpfen — weshalb?

Die Art und Weise, wie er es tat, gab mir die erste Andeutung, eine Vorantwort auf meine oben gestellte Frage. Er schwang sich nicht, wie gemeinhin vorgestellt wird, mit einem Kienspan zur Sonne empor, um ihn dort zu entzünden und mit lodernder Fackel herabzustürzen; eine Radierung von Klinger gibt solch ein Bild. Sondern die Sage gibt etwa die Vorstellung, daß er in den Raum eindrang, in dem der Sonnenwagen bei Nacht verwahrt wurde, und daß er nicht mehr als einen Funken nahm, den er im hohlen Stengel des Akanthos

oder der Narthex-Staude, mit einem Markpfropfen verschlossen, davontrug.

Einmal erhob sich mir denn hier die Frage: Warum dieser Umstand? Warum statt der offenen Flamme aus dem offenen Quell der zarte geheime Funke im hohlen Rohr? In der Mythe ist Nichts ohne Sinn. Alles vielmehr mit tiefem Grund; und welches war nun der Grund für diese geheime und mittelbare Art, das Offene aus dem Offenen zu holen? Die Lösung, die ich aus mir selber kaum gefunden hätte, zeigten mir die Schlußverse des fünften Gesanges der Odyssee.

Nachdem erzählt wurde, wie Odysseus nackend an das Ufer der Phaiaken trieb, dann im Wald sich ein Lager unter dichtem Gestrüpp machte und sich zur Erwärmung mit Laub überschüttete, heißt es dort:

Wie wenn Einer einen Brand mit dunkler Asche verhüllte,
Am äußersten Rand des Ackers, wo keine Nachbarn dabei sind,
Den Samen des Feuers wärend, damit er ihn nicht von anderswo
So verhüllte sich Odysseus mit Blättern. [holen müßte,

Samen des Feuers, heißt es, sperma pyros.

Der Mensch aber, der sich Glut unter der Asche als Samen vorstellte, für den mußte auch der prometheische Funke im hohlen Stengel Same sein — oder auch Funke der Lust im männlichen Glied. Und nun, nachdem mir die Verbindung im Sexus gegeben war, nun lag der Schluß mit der Lösung meiner Frage nach dem Feuerquirl nahe genug. Feuer war Feuer; das Feuer der sexuellen Erregung im Gliede, im ganzen ergriffenen Leib war wirkliches brennendes Feuer, dem Feuer der Sonne entstammt. Es wurde aber erzeugt durch die Reibung des Harten im Weichen, und so gibt uns der Stab von Hartholz beim Feuerquirl, der in die Vertiefung im Weichholz gesetzt wird, das genaue Bild des sexuellen Aktes, nur daß die praktisch nicht ausführbare Bewegung des Auf und Nieder in die des Herumwirbelns verändert wurde: das war das, was die Praxis zur Schöpfung der Erfindungsthat beitragen konnte; die Theorie war vorgesaßt in der inneren Welt, im leiblichen Feuer, in der ausbrechenden Flamme der Lust, die auch die Seele verzehrte. Zum Ereignis aber konnte Dieses nur werden durch jenes Einigkeits-Bewußtsein des Mannes mit seiner Welt. Das Feuer in seinem Leib konnte ihn zu keiner Denkverbindung mit der Entstehung von Feuer in Holz bringen, wenn er das innere nicht wie

ein äußeres Feuer verstand; dies wie jenes hatte ihm Einen Ursprung — die Sonne. Nicht im Blitz konnte er sein, denn der war selten, flüchtig, ein- oder mehrmalig zuckend; grade der Blitz konnte ihn Nichts lehren, weil er offen springend die offene Flamme schlug, die kein Gutes war, keine Wohltat, sondern unbezähmbar, gierig, mörderisch, nicht zeugend oder nährend, sondern nur grausam und tödlich. Die Sonne jedoch war immer, war auch im Winter, war Jahrtausende her die unwandelbar gleiche, war der Urquell des Lichts und der Wärme, Ursprung aller Güte im Sommer, Ursprung allen Jubels im Frühjahr. Es war Sonne, die im Leibe des Mannes aufbrach durch die Umarmung des Weibes; es war auch Sonne, die im Herdfeuer brannte. Wir hätten keine Prometheus-Sage und keine Feuer des Jul und der Sonnenwende, wäre nicht da wie dort, im Herdfeuer und im eigenen Schoß für den Menschen Sonne gewesen.

Somit, scheint mir, bin ich mit meiner Hypothese — andres als das kann es nicht sein, obwohl meine Ausführungen positiven Charakter notwendig annehmen mußten, weil keine andre Darstellungs-Art möglich ist, — bin auch ich zu der gleichen Stelle gelangt wie Freud, zum sexuellen Ereignis als dem Ursprung zur Zähmung des Feuers, wenn ich ihn auch nicht so losgelöst aus der übrigen Welt, nicht so allein triebgebunden sehe, sondern vielmehr nur als den irdischen Gegenpol eines im Kosmos ruhenden Pols. Auch scheint mir nicht unwichtig, daß ich den Ursprung der Tat nicht in einem abseitigen, wie der Psychoanalytiker sagt, infantilen Trieb, sondern in dem zentralen Ereignis selber fand, das nicht Lust allein bedeutet, sondern vor allem auch Zeugung. Wenn ich aber auch die Prägung „Zähmung des Feuers“ brauchte, so wäre diese Zähmung noch zu erläutern als eine, die sich zur Flamme in keiner Weise feindlich, nicht Gewalt ühend, nicht einschränkend oder unterdrückend verhält. Denn woran der Mensch sich wagte, und was er in Dienst gewann, das war ja nicht die offene rebellische Flamme, nicht Gewalt, nicht einmal Kraft; es war kein Löwe, sondern es war wie das Saatkorn im Acker; es war der schwache, kraft- und hilflose Funke, den ein Fingerdruck löschen konnte; der gefahrlose, den es nicht zu bändigen galt, sondern vielmehr erst zu beleben, anzufachen, zu nähren, zu schützen und pflegen. Es war ein Kind. Väterlich betätigte sich der Mensch an der

kindlichen Flamme und mütterlich zumeist tut er es noch heute. Kindlichkeit spielt in den tanzenden Flammen; wer jemals einen Abend lang vor dem Kaminfeuer saß, hat das Kindliche des leichten Flammen-Getümmels gewiß empfunden mit dem gleichen Mannes- und Vater-Behagen, mit der es in seiner Höhle der Mensch der Frühe empfand. Kann auch aus den Spielen des goldenen Kindes sich unversehens ein ungebärdiger und wahllos zupackender Jüngling recken: der väterliche Hüter des Feuers kennt sein Maß, das er selbst ihm gegeben hat, und weiß, daß er schadlos und gebändigt bleiben muß, denn er selbst hat ihn gezeugt und erzogen; er ist stärker als Jener, den er in seiner zartesten, todnahen Hilflosigkeit kannte, und den er liebt, weil er ihn gütig, weise, im reinsten und schönsten Sinn väterlich behandelte, wie es kaum jemals ein Vater sein kann gegen einen leiblichen Sohn.

Aber die sind auch unzählbarer als die Flamme.

Feuer und Harnstrahl

Die Hypothese über die früheste Feuerzähmung durch den Menschen, die Freud in seinem jüngsten Buche, in einem Exkurse, ausspricht, taucht nicht unvorbereitet auf. Ansätze zu dieser Deutung waren bereits gegeben. In der „Geschichte einer infantilen Neurose“ (1918) schreibt Freud in einer Fußnote: „Die regelmäßige Beziehung der Harnkontinenz zum Feuer gibt zu denken. Es ist möglich, daß in diesen Reaktionen und Zusammenhängen Niederschläge aus der Kulturgeschichte der Menschheit vorliegen, die tiefer hinabreichen als alles, was uns durch seine Spuren im Mythos und im Folklore erhalten ist.“ (Ges. Schr. VIII, 536). Aber auch schon das „Bruchstück einer Hysterieanalyse“ (1905) streift den Zusammenhang zwischen Zündeln, Feuerträumen und Bettnässen (Ges. Schr. VIII, 73 f.).

Hier sei auch an die Brüsseler Sage vom „Manneken-Piss“ erinnert. Ein kleiner Junge sah die brennende Lunte, die die Feinde an einer Ecke der Stadt gelegt hatten, machte sich das Vergnügen, darauf zu pissen und rettete so die Stadt. Rank (Psychoanalyt. Beitr. z. Mythenforschung, 2. Aufl., 113) sieht daher in der Statue des pissenden Bübchens einen Abwehrtalesman gegen Feuersbrünste.

Aus der psychoanalytischen Literatur sei noch eine kleine kasuistische Arbeit angeführt: „Eine Feuerphobie als Folge unterdrückter Onanie“ von Dr. Erwin Hirsch (im Sonderheft „Onanie“ der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“ 1928). Ferner zwei kleine Mitteilungen bei Ferenczi („Mischgebilde von erotischen und Charakterzügen“, 1916) über Brandstifter, die Bettmässer waren und über das Mischgebilde von herotratischem Charakter und Urethralerotik bei einem Manne, der Bettmässer war und dann freiwilliger Feuerwehrmann wurde. (Ferenczi Bausteine zur Psychoanalyse, II. Band, S. 234.)

A. J. St.

Moderne Kunst und Lustprinzip

Versuch einer psychoanalytischen Rechtfertigung von Expressionismus und Surrealismus

Von

Jean Frois-Wittmann

Die hier folgende Untersuchung (von Dr. Fritz Lehner, Wien, aus dem Französischen übersetzt) will nicht nur gewisse Gegenwärtströmungen in der bildenden Kunst und der Dichtung gegen den Vorwurf der Dekadenz verteidigen, bedient sich vielmehr auch des Hiebs als Parade und das Plaidoyer für das Primitive, Dunkle, für alle Romantik wendet sich geistig erregt gegen das Klassische schlechthin. Frois-Wittmann versucht gar nicht, zwischen dem Publikum, dem aus der Behaglichkeit seiner Verdrängungen aufgeschmeuchten „Bürger“ einerseits und dem nicht mehr die äußere Realität beschreibenden, sondern das Chaotische des eigenen Unbewußten zum Ausdruck bringenden modernen Künstler andererseits zu vermitteln; das Publikum — fordert er — müsse von „der faden Milch der griechischen Brüste“ entwöhnt und von den moral diktierten Ängsten dieses Entwöhnungskampfes befreit werden; es habe keinen Sinn, das Publikum zu überreden, sich um das intellektuelle Verstehen der ihm unverständlichen modernen Kunst zu bemühen, vielmehr müsse man die seelische Haltung der Zuschauer dem jenseits des Realitätsprinzips aus hemmungsloser, infantiler Lust schaffenden Künstler nähern, „indem man ihnen immer entschiedener die Werte des Über-Ichs zerstört und ihrer Libido so das Leben und die Beweglichkeit wiedergibt“. In diesem Sinne will also die vorliegende Arbeit nicht nur ein Beitrag zur Wissenschaft von der Kunst sein, sondern auch einer Tendenz inbezug auf das Verhalten zur Kunst, einer bestimmten Kunstpolitik dienen, und — wenn man so sagen darf — auch einer allgemein-menschlichen Libidopolitik. Daß der Verfasser aus psychoanalytischen Prämissen solche Folgerungen zieht, die andere Psychoanalytiker nicht zu ziehen vermögen, und daß er sich sogar vielfach im schroffsten Gegensatz begibt zu Ansichten vieler anderer Psychoanalytiker, kann niemandem verborgen bleiben. Unrecht täten demnach unsere Leser dem Verfasser, hielten sie seine — jedenfalls gedankenreichen und fesselnden — Darlegungen in der Hauptsache nicht ihm allein zu gute und nicht minder Unrecht täten sie andererseits der Psychoanalyse, machten sie sie ohneweiters kollektiv verantwortlich für Schlüsse, die ein einzelner Autor aus ihr ziehen zu müssen glaubt.

A. J. St.

Einleitung

Die Psychoanalyse und die moderne Kunst

Der alte Konflikt zwischen dem Künstler und dem Publikum, der immer durch den Sieg des Künstlers beendet wird, durchlebt im gegenwärtigen Augenblick eine entscheidende Phase: immer ernstere Angriffe gegen die gewohnte Auffassung von den Künsten sind gerade

vor, während und nach dem Kriege sichtbar geworden und eine vollkommen subjektiv gelenkte Kunst (Kubismus, Expressionismus, Surrealismus) mit ihren Werken, Talenten und Theorien scheint in der Absicht entstanden zu sein, zu dauern. Wer kann nun den Konflikt lösen helfen? Der Kritiker stellt nur eine der einander widerstrebenden Kräfte dar, da er entweder die Theorien der Künstler erklärt oder die Vorurteile des Kunstliebhabers wiedergibt. Der Psychoanalytiker hingegen müßte in diesem Fall so handeln können wie in den andern, mit denen er sich beschäftigt und daher den Konflikt zur Lösung bringen.

Er hat eine Methode zu seiner Verfügung, die über das Therapeutische hinaus, das sie ursprünglich allein war, mit Erfolg beim Studium der Masse hat angewendet werden können, beim Studium der Seele der Primitiven, der Kunst, Religion usw. — kurz bei der Durchforschung aller jener sozialen Äußerungen des menschlichen Verhaltens, die unmittelbar das Gefühlsleben offenbaren. Die klinischen und individuellen Beobachtungen genügen aber nicht immer und man darf daher den Versuch unternehmen, in den Ergebnissen von Teilstudien zwar keine Philosophie der Kunst, aber Verallgemeinerungen (und die sind die höchste Erfüllung einer Wissenschaft) zu entdecken, die uns dazu verhelfen, unsere Stellung zu klären (wozu Freud kürzlich in seiner Schrift „Die Zukunft einer Illusion“ der Religion gegenüber den Mut hatte) und dem Publikum zu genügen, das ständig den Wunsch hat, den Künstler und seine Kunst zu verstehen. So haben sich Rank¹, von Sydow², Pfister³ nicht mit einer technischen Behandlung zufrieden gegeben, sondern sie haben theoretische Folgerungen gezogen, der erste zu Gunsten der Romantiker, der zweite für die Klassiker, der dritte gegen die Expressionisten. Sollen wir annehmen, daß unserer Forderung, die Psychoanalytiker mögen ihre Stellung zur modernen Kunst beschreiben, Genüge geleistet wurde durch das Buch von Pfister, das beinahe die einzige Schrift über diesen Gegenstand ist oder durch das zurückhaltende Schweigen der anderen

1) O. Rank, Der Künstler. Wien 1907, 4. Aufl. 1924.

2) E. v. Sydow, Die Kultur der Dekadenz. Dresden 1921.

3) O. Pfister, Der psychologische und biologische Untergrund des Expressionismus. Bern 1920.

Analytiker? Eine bejahende Antwort würde besagen, daß diese Haltung dem Modernen mehr oder minder feindlich gegenübersteht zu Gunsten der die Tradition betonenden Künstler. Dieser Essay wurde in der Hoffnung geschrieben, daß eine solche Antwort keine endgültige ist. Warum fiel sie bisher nicht anders aus?

Ich glaube, der Fehler liegt in jenem Bedürfnis, einen psychischen Inhalt als analysierbares Material zu behandeln. Das führt zu einer Einstellung, die im Erzeugten eine Sammlung von Symptomen sieht, im Zeugenden einen Neurotiker — einen Fehler, der von Freud in seinem „Lionardo“ wunderbar vermieden wurde und den zu vermeiden er fordert. Die Ubiquität der seelischen Entwicklung erlaubt uns, Beweise für Fixierungen und Regressionen bei jedem Menschen und bei jedem Künstler zu entdecken, ob er normal ist oder nicht¹. Ein Kunstwerk sollte daher nicht nach den Symptomen und Absichten verurteilt werden, die es verrät, sondern nach ihrem kulturellen und künstlerischen Wert: ein Wert, den wir abhängig sein lassen von der Reinheit des Verhältnisses dieser Absichten zur Natur und dem Ziel der künstlerischen Schöpfung, die durch die analytische Beobachtung aufgehellt wurde. Das Mittel, sich der Gültigkeit der modernen Kunst zu versichern, besteht darin, jenes Verhältnis zu bestimmen und im Allgemeinen zu wissen, welche Kunstform am geeignetsten ist, die Zustimmung der Analytiker zu gewinnen. Wir müssen zuerst einen Typ finden, in dem wir die Eigentümlichkeiten der künstlerischen Schöpfung auf ihre ursprünglichen Elemente zurückführen und dann jene Elemente ausscheiden, welche nicht dazu gehören, nicht dem Typ gemäß sind. Die dabei angewandte Methode ist die Methode des kritischen Vergleichens und der Differenzierung,

1) Ist die wissenschaftliche Einschätzung von Werken oder Persönlichkeiten immer objektiv? Der „Charakter“ des Analytikers hat seinen wesentlichen Anteil an seinen Folgerungen: die vorliegende Arbeit ist sichtlich durch vorausgegangene künstlerische Tätigkeit beeinflusst und es wäre interessant, die Studien russischer Analytiker (Ermakows z. B.) mit denen des Pastor Pfister zu vergleichen. Die Amplitude des Ichpendels ist proportional dem Mangel an Tatsachen auf der zu erforschenden Landschaft. Wichtig ist der Beweis, daß eine Folgerung, selbst wenn sie aus affektiver Wurzel kommt, im Bereich der Wirklichkeit mindestens so richtig ist wie eine andere. Das ist alles, was man von den Behauptungen des Gelehrten, Volkswirtschaftlers, Politikers verlangen kann.

die zu dem Zweck unternommen wird, zu neuen Begriffsbestimmungen zu kommen: das analytische Wissen und die Psychologie des Künstler wird bis zu den letzten logischen Folgerungen weitergetrieben und dann einerseits mit den (ausgesprochenen und unausgesprochenen Grundideen der modernen Künstler und andererseits auch mit denen ihrer Kritiker verglichen.¹ So stellt diese Arbeit nur die Schlußfolgerungen in Frage, vor allem jene wichtigste, die moderne Werke zurückweist, weil sie Neurosensymptome enthalten; eine solche Folgerung ruht auf der Prämisse (daß sie falsch ist, wird gezeigt werden), der Künstler müsse vollkommen normal sein, und das sei der die Tradition betonende eher als der moderne.

Erstes Kapitel

Der Künstler und die künstlerische Schöpfung

§ 1.) *Die unbewußten Phantasien und das Werk*

Die Psychoanalyse lehrt uns, daß unter den drei Möglichkeiten, die zur Lösung eines infantilen Konflikts offen stehen (Perversion, Neurose, Sublimierung) die Sublimierung jene ist, die zur Kunst, wie zu manchen anderen sozial brauchbaren Tätigkeiten führt. Sie lehrt uns auch, daß das Spiel der Kinder, die Träume, die Tagträume, die künstlerische Schöpfung (ebenso wie die unbewußten Phantasien, das Symbol, der Mythos, die Halluzination) verwandte Phänomene sind, die aus einem Mißerfolg des Wunsches, sich in der Wirklichkeit zu befriedigen, stammen. Die Phantasietätigkeit des Künstlers steht daher dem Primärvorgang des Unbewußten nahe und nicht dem Sekundärvorgang (Real-

1) Als Unterlage dienen die ohne Diskussion angenommenen Analysen, die in der Literatur über die Materie gefunden wurden und die Analysen acht künstlerisch veranlagter Patienten (unter ihnen meine eigene); auch wurde keine Interpretation des Materials versucht. Das heißt, daß die verschiedenen, früher gefundenen Symptome (Exhibitionismus, Narzißmus usw.) ebenfalls angenommen wurden. Die Begriffe „Kunst, Künstler“ wurden in dem landläufigen weiten Sinn verwendet; der Terminus „schaffen“ im ursprünglichen Sinne des griechischen „poieo“; erfinden, eine neue Tatsache erscheinen lassen. Unter „moderner Kunst“ verstehen wir jene Kunstform, die seit Beginn des Jahrhunderts mit der traditionellen Kunst gebrochen hat (Nachimpressionismus, Kubismus, Expressionismus usw.); „Ästhetik“, die Postulate eines Künstlers oder eine Lehre oder jene, die ein Werk zu enthalten scheint.

denken) des Vorbewußten. Der Motor der schöpferischen Tätigkeit kommt von den unbewußten Phantasien, den vorgestellten Objekten der Kindheit, zu welchen die unbefriedigte Libido zurückgekehrt ist (Introversion). Man kann daher sagen, daß beim Künstler eine leichte schizophrene Neigung (vorläufig) vorauszusetzen ist.

Die Vorstellungswelt des Künstlers unterscheidet sich aber von der des Träumers durch die Tatsache, daß sie sich außerhalb seines Wesens manifestiert, daß sie Form annimmt durch eine relative Verwandlung der Wirklichkeit: im Werk.¹ Woher kommt der Antrieb, der zur Ausführung des Werks notwendig ist, dieses zweite Moment des künstlerischen Schaffens? Der Exhibitionismus, der ursprünglich zu sein scheint, ist dafür sichtlich nicht die einzige Erklärung.² Vor allem ist die Libido des Künstlers nie vollkommen introvertiert, sondern sie kehrt zur Wirklichkeit durch den Kanal des Ich wieder zurück, in das die dem Konflikt entstammenden Erregungen vordringen und in dem sie ausgearbeitet werden.³ Für die tatsächliche Berührung mit der äußeren Welt (das ist die eigentliche Schöpfung), scheint es sodann notwendig zu sein, daß im Ich entsprechend gerichtete Tendenzen bestehen und ein gewisses Maß auf die Wirklichkeit gerichteter Affektbesetzung, was die Existenz von Objektlibido vermuten läßt. Sachs

1) Daß eine direktere Verwandlung der Realität aus dem Künstler einen Mann der Tat machen würde, wird durch die Tatsache bewiesen, daß jene durch eine Tat gehemmt werden kann. Die jüngsten Dichter, welche ihre künstlerische Haltung „praktizieren“ wollen (im griechischen Sinn), können dies nur auf Kosten ihrer Leistung tun. Es ist daher zu fragen, in welchem Ausmaß die Erzeugung von Gedichten für die Poesie unbedingt nötig ist. Wenn zwischen Kunst und Tat ein reversibles Verhältnis besteht, dann kann die Tat dichterischen Charakter annehmen. Es ist Tatsache: die Bücher großer Männer der Tat sind trockene kalte „Kommentare“: als ob noch genügend Libido frei geblieben wäre, das Buch zu schreiben, die Phantasie hingegen in der Realität befriedigt wurde und die motorische Kraft vollkommen durch die Tat aufgebraucht worden ist. Das Publikum findet mit Hilfe seiner eigenen Phantasie in den blassen Worten die Poesie der Handlung wieder; aber auch in seinem Fall kann eine gleiche Umkehrung erfolgen und das Buch von Lindbergh ist sehr wenig gelesen worden, aus dem einfachen Grund, weil das Publikum seine dichterische Sehnsucht schon während des „lyrischen“ Augenblicks befriedigt hat, den es dem Flug selbst verdankte.

2) Die verschiedenen Arten künstlerischer Manifestation hängen entweder von sehr starken psychogenen Faktoren ab oder von der konstitutionell bedingten erotischen Überbetonung gewisser Sinnesorgane, die jeweils dem Verlangen nach Tasten, Sehen, Stimmeln, mit Tönen und Worten spielen eine Vorherrschaft verleihen.

3) Rank, a. a. O.

betont den sozialen Faktor, durch den sich der Schriftsteller vom Denker unterscheiden soll: das Schuldgefühl verschwindet, wenn man auf die andern eine positive Wirkung ausübt, über die Grenzen des Ich hinausgeht.¹ Alexander² vergißt nicht den Anteil, den die genitalen Streben am Schöpferischen haben. Wenn daher Rank sagt, daß der Künstler seinen Platz zwischen dem Neurotiker und dem Träumer hat, so wäre es ebenso richtig, ihn zwischen den Träumer oder den Neurotiker und den Normalen zu stellen, da ja die Objektivierung der Phantasie, selbst beim narzißtischen Gewinn eine „alloplastische“ Tat fordert, Vergesellschaftung und Arbeit, kurz eine gewisse Unterwerfung unter die Forderungen der Realität.³

Wenn wir als die ersten gewonnenen Einsichten rekapitulieren, daß der Künstler in der Phantasie lebt, und daß er beim Schaffen sublimiert und soziale Arbeit leistet, so glaube ich, daß selbst der radikalste unter den Expressionisten nicht beschuldigt werden kann, das Gegenteil des Erkannten zu tun. Aber die weitmaschige Definition, über die Freud und Rank sich einig sind, läßt (trotzdem sie eine ausgezeichnete Unterlage bietet) wichtige Punkte außer acht, solche, derentwillen man die modernen Künstler verdammt und die daher nun näher geprüft werden müssen.

§ 2.) *Die Mitteilungsfunktion des Kunstwerks*

Der Mitteilungsfunktion des Kunstwerks steht die Ausdrucksfunktion gegenüber. Die Fachleute haben häufig im Mitteilungsbedürfnis (das sie durch den Nachahmungstrieb und die Exhibitionstendenz des Ich ergänzen) den hauptsächlichsten Faktor der künstlerischen Tätigkeit gesehen; aber in der Entwicklung der Zeichnung des Kindes können wir dieses Bedürfnis nirgends entdecken. Bei diesen ersten Kritzelversuchen wird bloß die rhythmische, motorische Tätigkeit befriedigt; bald taucht die Tendenz auf, Formen wiederzugeben, mit einem (im Anfang willkürlichen) Sinn, der den Kritzeleien zugeschrieben wird.

1) Sachs, *Gemeinsame Tagträume*, Wien 1924.

2) F. Alexander, *Neurose und Gesamtpersönlichkeit*. Internat. Zeitschr. f. Psychoanalyse, Bd. XII (1926).

3) Die Gegenwart der Objektlibido und Genitalität ist außerdem gekennzeichnet durch die Rückwandelbarkeit libidinöser Besetzungen der künstlerischen Arbeit und des liebenden Objekts.

Schließlich erscheint die wirkliche Zeichnung, das schematische und begriffliche Stadium (in dem eine Übereinstimmung mit der Vorstellung vom Objekt, nicht mit dem Objekt selbst gefunden wird) und das Stadium des visuellen Realismus.¹ Die Natur der unbewußten Phantasien, welche die Zeichnung begleiten, beweist, daß ihre erste Rolle nicht in der Nachahmung oder im Mitteilungsbedürfnis besteht, wohl aber darin, jenen Phantasien Ausdruck zu verleihen.² Das Kind zeigt und erklärt den Erwachsenen (häufig bewußt falsch) nicht deshalb seine Zeichnungen, weil diese darauf bestehen oder weil es ihre Aufmerksamkeit ködern will. Die meisten Kinder zeichnen in voller Einsamkeit, in einer Ecke des Zimmers und sie sind ebenso befriedigt durch die Realität, die sie aus ihrer gezeichneten Phantasie geschaffen haben, wie durch jene andere eingebildete Wirklichkeit, das Spiel. Vielleicht dient das Zeichnen auch dazu, die Erregungen zu beherrschen, die aus der schwierigen Berührung mit der Außenwelt entstehen. Der Wiederholungszwang, den Freud im Spiel sieht, könnte den stereotypen Charakter mancher Zeichnungen erklären.

Die Frage beantwortet sich viel schwerer, wenn man die Kunst der Primitiven betrachtet, deren Ursprung unbestimmt und überdeterminiert ist: das Schmücken des Körpers wird von der Magie gefordert, die Gebärdekunst kommt von der Jagd her, usw. . . . Man findet beim Ursprung der Kunst zwar Emotion, Phantasie und Ausdruck, aber nichts Bestimmtes über das Mitteilungsbedürfnis. Jean Harrison³ hat gezeigt, daß zum mindesten das Drama, durch das Dromenon, direkt vom Ritual herkommt, zu dem wahrscheinlich auch die anderen Künste Beziehungen haben: der Maler der Cro-Magnon-Rasse mag als Führer der Teilnehmer am Chortanz nur ein besonderer Repräsentant der Gruppe gewesen sein, er drückt ihre Gefühle (und die seinen) aus, die sie für die Objekte des Kultus oder im Interesse der Gruppe

1) Vgl. G. Paulsson, *The Creative Element in Art* (Scandinavian Review, Sept.—Dez. 1923).

2) Die Kastrationsphantasien des Kindes, von denen die Rede ist, haben gleichzeitig seine Stummheit hervorgerufen und Zeichnungen, die mit ihnen belastet sind. Die Zeichnungen verschwanden, sobald die direktere Abfuhr durch die Analyse sie unnötig machte. Siehe: S. Morgenstern, *Un cas de Mutisme Psychogène*. *Revue Française de Psychanalyse*, Vol. I, 3.

3) Jean Harrison, *Ancient Art and Rituel*. Home University Library.

hegten. So erscheint die Kunst als Anhang zum Ausdruck der Emotionen, wie die Gebärde und die Sprache, wie das Werkzeug bei praktischer motorischer Tätigkeit. Erst als der vollkommene Kreis eine Situation, in der alle Schauspieler waren, immer größer wurde, brach er in zwei Teile auseinander, in den Teil: Schauspieler, in den anderen: Zuschauer, erst dann konnte eine Kunst des Mitteilens erscheinen, die sich wie die Sprache mehr oder weniger konventionelle Mittel bedient. Eine solche Entwicklung ist also relativ jung.¹

§ 3.) Die Nachahmungsfunktion des Kunstwerks

Das Dogma von der Nachahmung der Natur ruht auf einer Petitio principii und ist weder für den Primitiven noch für das Kind richtig. Zwar gab es nie eine vollkommen abstrakte Kunst und auch die Kunst der Primitiven und Kinder benützte auf diese oder jene Art natürliche Objekte. Aber ebenso wahr ist, daß sie den Objekten gegenüber sich der größten Freiheit bedienen, aus dem Grunde, weil ihre Ansicht von der Natur von der unseren verschieden ist und das Objekt für sie nicht das darstellt, was es ist. Man sagt, daß die „Betrachtung der Natur“ die Basis der Kunst ist;² das ist möglich. Aber da bei solcher Deutung das Ich nicht von der Außenwelt getrennt ist, sind auch die Gefühlswahrnehmungen nicht richtig interpretiert. Der Ku-

1) Die Verwandtschaft zwischen Kunst und Ritual kann die esoterische Natur der Kunst erklären helfen. Außerdem bewahrt jeder Künstler dem Publikum gegenüber die Ambivalenz des zeichnenden Kindes gegenüber seinen Eltern, welche für das Kind (wie die Zuschauer für den Tänzer bei den Primitiven) Nichteingeweihte sind: der Künstler muß die Gunst des Publikums gewinnen, sich lieben lassen — und soll doch sein privates Universum behalten, und sich ausdrücken, wie er will. Das „reizbare Völkchen“ fordert das Publikum, das es sucht, heraus. Diese doppelte Haltung darf nicht aus den Augen verloren werden, wenn man verstehen will, daß die Mitteilung nicht der erste Zweck der Kunst ist. Der soziale Ursprung der Kunst steht auch nicht im Gegensatz zu der persönlichen Seite der Kinderkunst: primitive und infantile Gedanken ähneln einander, bloß das „Geheimnis“, das vom Kind infolge seines Antagonismus den Eltern gegenüber gefordert wird, ist bei den Primitiven nicht notwendig, weil sie alle auf der gleichen Stufe der Entwicklung stehen und durch gemeinsame Emotionen, durch ihre Haltung den Naturkräften, den Toten, dem Totem gegenüber miteinander verbunden sind.

2) Es scheint, daß die Betrachtung der Natur auch von dem Wunsch geleitet wird, die Konturen des Busens, die Ruhe und den Frieden des ersten Vereintseins mit der Mutter wiederzufinden. „Der primitive Mensch betrachtet unbewußt die Welt, die ihn umgibt, als eine zweite Gebärmutter.“ G. R ó h e i m, Primitive Man and Environment. (Internat. Journal of PsA. II/2).

der Naturkräfte, die Identifizierung menschlicher Klans mit Tieren sind Beispiele für die allgemein vorkommende Introjektion der Natur auf die Gesellschaft. Ein solcher Zustand der Dinge ist kaum einer Nachahmung der Natur günstig, die selbstverständlich verfälscht und deformiert wird, wenn man sie beseelt, personifiziert und ein Ganzes mit den Phantasien oder der Magie bilden läßt. Was in Wirklichkeit dieses Stadium der Naturbetrachtung zu kennzeichnen scheint, liegt eher in einer Akzentuierung der Phantasieseite als der Naturseite. Die Deformierungen, die das Kind vornimmt, haben auch ihre psychologischen Gründe: sie entsprechen seiner Art, Formen nach Begriffen, Strukturen, Rhythmen auszudrücken und dort zu übertreiben, wo es nach seiner Laune, seinem erotischen Interesse den Traum entdeckt, dem es nachjagt. Der künstlerische Impuls in seiner Reinheit trifft daher überall mit einer großen Freiheit des Ausdrucks zusammen.

§ 4.) *Ist der künstlerische Gedanke von der Psychologie aus gesehen minderwertig?*

Das künstlerische Denken wurde lange Zeit als Bastardbruder des logischen Denkens behandelt: „die Emotion ist angenehmer und billiger als das Denken“ sagt Nordau¹; sie bedient sich des „Automatismus“, „minderwertiger Zentren“. Seit den Arbeiten von Ribot, H. Poincaré, Mach, Rignano ist eine solche Verachtung nicht mehr zulässig: die Dankbarkeit, welche die schöpferische Natur dem assoziativen Denken als der wirkenden Kraft schuldet, die für wissenschaftliche Entdeckungen verantwortlich ist, gibt diesem Denken einen Kreditbrief und zeigt, daß der Künstler ebenso wie der Gelehrte ein Mensch ist, der entdeckt, erfindet.² Die Griechen verglichen ihn sogar mit dem

1) M. Nordau, *Le Génie et le Talent*.

2) Wenn der Gelehrte und der Mann der Tat mit dem spielenden Kind das assoziative Denken gemeinsam haben und den Wunsch, die Wirklichkeit, welche von unbewußten Phantasien herkommt, wiederherzustellen, so unterscheiden sich diese verschiedenen Formen des Denkens durch den Grad, in dem jeweils die Realität bewiesen werden soll und durch die angewendeten Materialien: der Mann des Tat stellt die Objekte der äußeren Welt wieder an ihren Platz, der Gelehrte die Begriffe, welche sich auf jene Objekte beziehen, der Künstler phantasiegesättigte Materialien, die nicht mit der Realität vermengt sind. Der Künstler muß mit der Realität um seiner Arbeit willen

Schöpfer und das ist, wie schon Plato richtig gesehen hat, nicht möglich, wenn er nur die Natur nachahmt. Wenn der Künstler eine echte Schöpfung beabsichtigt, so lenkt er sein Augenmerk auf ein anderes Ziel als auf das Objekt, das geopfert und den Notwendigkeiten des Erfindens unterworfen werden kann.

§ 5.) *Synthetische Begriffsbestimmung: Der Künstler*

Durch diesen Versuch, die Elemente der künstlerischen Schöpfung zu reduzieren, bekommen wir vom Künstler einen tiefer ins Einzelne reichenden, vollständigeren Begriff: der Künstler nähert sich dem Träumer und Neurotiker durch seinen Reichtum an unbewußten Phantasien, und dem Gelehrten durch die Erfindergabe, die diesen kennzeichnet; er unterscheidet sich vom Träumer und Neurotiker dadurch, daß er seine Phantasien objektiviert und vom Gelehrten dadurch, daß er sie so aufrichtig und unmittelbar als möglich ausdrückt, denn er muß sich nicht an die Realität erinnern, wenn er sie ausdrücken will; im Gegenteil, er wird sich an jene Denkschicht wenden, in der sie entstehen (an das Unbewußte) und da das Unbewußte keine Ratio kennt, wird der Nutzen darin bestehen, daß eine neue Technik gefordert und neue Ausdrucksmittel geschaffen werden. Wenn nun die modernen Künstler diese Charakteristika eher zeigen als die klassischen, so soll damit zugleich gesagt werden, daß die Kritiker nicht mehr wie bisher ihre Werke als pathologisch bezeichnen dürfen, es sei denn, daß sie die bisher erwähnten Punkte außer Acht lassen und von ihnen Dinge fordern wollen (wie die Beschreibung, die Verpflichtung, irgend ein Wissen mitzuteilen), welche der spezifischen Natur der künstlerischen Schöpfung zuwiderlaufen.

in Kontakt sein, aber die Entwicklung seiner Phantasien kann sich ohne Gefahr von ihr entfernen. Beim Gelehrten dagegen und beim Mann der Tat ist eine starke, auf die Realität bezogene Affektbesetzung unbedingt notwendig: die kleinste Störung des Gleichgewichts zu Gunsten der unbewußten Phantasien — und schon sind die großen Männer als Schiffbrüchige, Träumer, Neurotiker, Epileptiker stigmatisiert.

Hauptmerkmale der modernen Kunst

Ich liebe weder die Felder noch die Bäume, weil
die Felder und die Bäume mich nichts lehren.

Plato, Phaedros.

Der Dichter ist, sobald er nachahmt, drei Stufen
vom Philosophen entfernt.

Plato, Staat.

§ 1.) *Entwicklung der modernen Malerei*

Die bisherigen Ausführungen werden verständlich machen, daß es nicht Zufall ist, wenn die Entwicklung der modernen Kunst einen Kampf darstellt, der den Zweck verfolgt, sich von den Forderungen des Publikums unabhängig zu machen und eine größere Freiheit des Ausdrucks zu erobern.¹ Dazu gehört auch die Unabhängigkeit dem Vermittler gegenüber, den das Publikum aufdrängt, um den Künstler zu verstehen: eine Unabhängigkeit gegenüber der Forderung nach einer Schilderung der äußeren Welt, der man durch die Beschreibung des Objekts entspricht und dem gegenüber Gebrauch des logisch-realistischen Denkens. (Der Krieg gegen das Objekt hat heute die Dimensionen eines Kampfes gegen die Realität angenommen; aber das ist der gleiche Befreiungskrieg.) Dieser Weg zum Subjektivismus fällt uns besonders in der Malerei auf, wo das Primat des Objekts den Naivgläubigen eine evidente Wahrheit ist. Die Geschichte der modernen Malerei ist nur der Bericht von einer langen und immer schneller ablaufenden Reihe von Neuerungsversuchen, die man bei der Revolte der Romantik beginnen lassen kann (da der Kunstgeist in ihr zum ersten Male seit der Renaissance sich zu wandeln begann): Delacroix befreit die Komposition von den einengenden Regeln und bereitet den Impressionismus durch seine Experimente mit der Farbe vor. Courbet und die Naturalisten gehen gegen die Glätte, Verfeinerung, das Hübsche in der klassischen Malerei vor. Die Impressionisten (ob-

1) Auch die Wissenschaft hat das Recht errungen, einzig den Notwendigkeiten zu gehorchen, welche dem Gegenstand ihrer Forschungen entsprechen. Kunst und Wissenschaft, die doch aus gleichen Wünschen hervorgingen, sind bei entgegengesetzten Zielen angekommen: letzte Subjektivität in der Kunst, letzte Objektivität in der Wissenschaft. Das Publikum jedoch ist für den Ausgleich, für unklare Lösungen.

wohl sie noch Realisten sind) schaffen den Subjektivismus, da bei ihnen der Maler eben soviel gilt wie das zu malende Objekt, da sie den Eindruck wiedergeben, wie er vorüber zieht, die Natur wie sie gesehen wird,¹ an Stelle der statischen Kopie einer Natur „wie sie ist“. Zum ersten Male fordert man vom Publikum, mit dem Maler an der Ausdeutung der Wirklichkeit mitzuarbeiten. Bei Cézanne kommt die Komposition in den Vordergrund, der Maler fordert von der Welt fühlbare Tatsachen, die dann zu einer indifferenten Materie werden, welche den Forderungen seiner „Realisierung“ (Ordnung der Masse nach ihrem inneren Zusammenhang, wie nur Greco ihn bemerkt hat) gänzlich unterworfen ist; dies ist der Ursprung der Deformierung. Bei Matisse schließlich kann sich der Gefühlsinhalt des Objekts in aller Freiheit aussprechen, ohne daß er intellektuell gelenkt oder das Objekt exakt gesehen wird: hier ist der Ursprung des Ausdrucks. Dann teilt sich die Bewegung: die einen im Gefolge Cézannes klammern sich an die konstruktive Komponente, um schließlich, nachdem sie alles Akzidentelle (Inhalt, Ähnlichkeit usw.) ausgeschaltet haben, bei einer Welt der mathematischen Formen anzulangen; ein neues Objekt, die Leinwand, ersetzt das zu beschreibende Objekt: das Bild-Objekt des Kubismus (Braque und Picasso, 1908 bis 1912); hier setzt die Abstraktion ein: das Objekt kann gänzlich verschwinden, um Formen von emotionellwertiger Struktur Platz zu machen. Für eine andere Malergruppe, für jene, die hinter Matisse steht, ist der Ausdruck ihrer subjektiven Phantasie, die reine Inspiration wichtiger als das Organisatorische (Expressionismus).²

1) So setzten sie die Lehre vom Subjektivismus der fühlbaren Eigenschaften (die Farben stecken nicht im Objekt), über die sich Madame de Sévigné lustig machte, wenn sie von Malebranche und seinen „rosafarbenen und grünen Seelen“ sprach, zwei Jahrhunderte nachher in die Praxis um.

2) Ein Liebhaber von Verallgemeinerungen könnte in diesen beiden Gruppen (die trotz ihrer Verschiedenheiten vor allen gemeinsam haben, daß sie Ausdrucks- und nicht Nachahmungsmalerei sind) Tendenzen von kapitalster Bedeutung entdecken: man könnte die erste „Expressionismus der Form“ nennen, da sie sich besonders um den architektonischen Aufbau kümmert; der Kubismus und seine Surrogate überrennen deshalb niemals die Form und er bleibt daher, allerdings in weiten Grenzen, innerhalb der griechischen, der Mittelmeertradition. Man könnte die andere Gruppe die des „Subjektiven Expressionismus“ nennen, weil das Ich des Malers im Vordergrund steht, die Vision, welche er so direkt als möglich ausdrücken muß; diese Malerei hat den Charakter des Kindischen, Tollen, Traumhaften an sich, wie man bei Chirico, Chagall, Klee,

Da sich der notwendig ergebende Charakter dieser Entwicklung in allen anderen Künsten wiederfindet, sollen nun ohne weiteres die neuen Werte an Stelle der alten besprochen werden.

§ 2.) *Die moderne Kunst und die Kunst der Geisteskranken*

Es ist nicht unnötig, gleich zu Beginn die Beschuldigung zurückzuweisen, die Werke der modernen Künstler seien identisch mit denen der Geisteskranken. So interessant die Werke letzterer auch sind, man mußte erwarten, daß sie einen Spezialfall darstellen, da ja bei den Geisteskranken die unbewußten Erregungen das Vorbewußte überwältigt haben, von dem aus sie das Reden und das Handeln beherrschen oder sich eine halluzinatorische Regression erzwingen und den nicht für sie bestimmten Apparat lenken (Freud).¹ Daraus geht hervor, daß Künstler und Geisteskranke nicht identisch sein können (wenn auch die Produkte einander ähnlich sein können), was übrigens gleich eine aufmerksame Prüfung auch beweist: der Geisteskranke verwendet wenig Bilder, er ist ständig um die Logik besorgt,² sein Text oder seine Zeichnung sind daher leicht zu verstehen, wenn man von dem zeitweilig auftauchenden unverständlichen Absurditäten abieht, welche durch einen plötzlichen Einbruch des Unbewußten hervorgerufen werden. Der Künstler hingegen, der zu seinem Unbewußten keinen freien Zugang hat, benützt künstliche Mittel um ihn aufzuspüren (automatische Zeichnungen, freie Assoziationen usw., alle jenseits der Logik); daraus scheint ein Chaos von Bildern in einem Labyrinth gewollter Illogik hervorzugehen. Die unleugbaren Ähnlichkeiten bestehen in der großen Aufrichtigkeit und in der Absurdität, die an ihren Schöpfungen sichtbar wird, Ähnlichkeiten, die, wie nochmals betont werden muß, in beiden Fällen nur scheinbare sind.

Campeendonk, Ernst usw. sehen kann, die nahe Verwandte der Maler des Phantastischen, des Bosch und des jüngeren Breughel sind. Diese Art Malerei sieht germanisch und orientalisch aus im Vergleich zu den anderen Malereien. Die Tatsache, daß die Surrealisten die Extremsten dieser Gruppe sind, beweist den Willen zahlreicher Franzosen, auf die Kanons der französisch-klassischen Kultur zu verzichten und auch ihren Glauben an den Wert des Subjektivismus.

1) Freud, Traumdeutung, Ges. Schriften, Bd. II. S. 485.

2) Vgl. Epstein, La Poésie d'aujourd'hui: un nouvel Etat d'Intelligence. Paris 1921.

§ 3.) Die Schönheit

Das Wort Schönheit ist im Verlauf dieser Studie zur Ästhetik noch nicht ausgesprochen worden. Was ist mit dem Begriff geschehen? Die Klassiker beurteilen die Dinge, je nach dem sie sich einem Teil des Doppelgestirns Schönheit—Häßlichkeit zuordnen ließen. Da die Gründe, „warum“ eine Sache schön ist, bekannt waren, konnte der Künstler Schönheit in sein Werk geben und der Zuschauer aus ihr herausholen. Aber was geschieht, wenn die entsprechenden Reaktionen nicht stattfinden? Ein kranker Künstler, bei dem diese Reaktionen durch ein Übermaß an unbewußten Phantasien verdrängt wurden, haßte sich und haßte seine Mutter, als sie ihm sagte, daß er sie finden würde, wenn er sie suche, daß sie sie sehe usw. Er bildete sich ein, die Schönheit sei wie ein Kaninchen in den Falten der Landschaft versteckt und er entdeckte sie nicht.

Erst mit Rimbaud und Lautréamont begannen die alten Kanons ihren Wert zu verlieren:

„Eines Abends habe ich die Schönheit auf meine Knie gesetzt. Und ich habe sie bitter gefunden. Und ich habe sie beschimpft . . . Seit langer Zeit schon rühmte ich mich, alle erdenklichen Landschaften zu besitzen und ich fand die Berühmtheiten der modernen Malerei und Dichtkunst lächerlich. Ich liebte die idiotischen Malereien . . .“¹

Lautréamont nimmt bereits „irgend etwas“ als Vergleichswort

„Schön wie das Gesetz, das der Entwicklung der Brust bei den Erwachsenen Einhalt gebietet, deren Verlangen nach Wachstum nicht mit der Zahl Moleküle in Beziehung steht, die ihr Organismus sich einverleibt . . ., wie die zufällige Begegnung einer Nähmaschine mit einem Regenschirm auf dem Seziertisch“.

Der Angriff des Dadaismus gegen alle intellektuellen Werte gab den Dichtern eine neue Freiheit der Schönheit gegenüber, die man nach Verlangen leugnen oder bejahen konnte:

„Man blieb plötzlich vor dem Arc-de-Triomphe stehen: wie gut ist das, weil es gut sein hat wollen und das ist es auch. Man ist bereit, zum Lunapark zu gehen: wie gut ist das, weil es schlecht ist.“²

1) A. Rimbaud, *Une Saison en Enfer*.

2) Comte de Lautréamont, *Les Chants de Maldoror*.

3) P. Drieu la Rochelle, *La Valise Vide*. *Nouvelle Revue Française* Aug. 1923.

Der praktische Gewinn dabei ist nicht die Offenbarung neuer Schönheit in der Welt, auch nicht die der „Schönheit im Häßlichen“ (eine Erfindung jener, die das Häßliche in Schrecken versetzte), sondern die Vernichtung des Ungeheuers mit den zwei Köpfen, das den Weg ins wunderreiche Land der Phantasie versperrte.

§ 4.) *Entintellektualisierung des Denkens*

An den Anfang der ganzen antiintellektuellen Bewegung müssen wir die Kritik eines Newman, Bergson, James, Poincaré stellen, als sie der Intelligenz den ihr zukommenden umgrenzten Platz anwies und für die konkrete Erfahrung eintraten. Wir heben aus dieser Kritik heraus, was sich auf das künstlerische Schaffen bezieht:

a) Vom Gesichtspunkt der Persönlichkeit aus denunzierte man den künstlichen Charakter des Intellekts, des Bewußtseins, des geordneten Ich, sobald sie die einzigen Repräsentanten des Individuums sein wollen. Die innere Welt, das Unbewußte, der Instinkt, die von Maeterlinck und einigen Symbolisten an ihren Platz gestellt wurden, waren jedoch zu sentimentale Begriffe. Die Russen erst zeigten den poetischen Wert ursprünglicher Persönlichkeiten, welche weniger verbildet waren als die Gestalten Bourgets. Die Dadaisten eigneten sich in ihrer Sehnsucht nach absoluter Ehrlichkeit beherzt Themen an, die dem Geiste in seiner ursprünglichen Vielfältigkeit entstammen und sie verlangten vom Individuum, immer „echt“ zu sein. Sie verlangten von ihm außerdem, er müsse seine dichterische Haltung sich in der Arbeit entwickeln lassen. Der reine und intellektuelle Skeptizismus, welcher Handlung und Phantasien hemmt, wird heute ebenso zurückgewiesen wie jener „Elfenbeinturm“ oder die „Kunst für die Kunst“ von allen jenen, die nicht am Ufer bleiben wollen; das erklärt auch, warum man „wirklich französische“ Geister wie Anatole France und Renan verachtet. Im übrigen erklärt auch die unerträgliche Künstlichkeit und die Anmaßung des größten Teils der Künstler, die uns glauben machen wollen, ein vollkommenes Sonett sei die höchste Vollendung des organischen Lebens, die Weigerung mehrerer moderner Dichter, diesen Namen führen zu wollen,

ebenso wie das strenge Urteil Platons und Pascals, Lyriker höchster Art, welche die Dichtkunst verachteten.

b) Vom Werk aus gesehen wirkt der Wunsch nach Verständlichkeit, dem die realistische Beschreibung entspricht, als Zensor der Assoziationen, er beraubt also das Kunstwerk vieler dichterischer Eigenschaften, die im Unbewußten wirksam sind. Eine kurze Prüfung zeigt, daß die größten Dichter ihren Wert einem Faktor verdanken, der noch erklärt werden muß und der hier und dort, aber unabhängig von der technischen Kunstfertigkeit, auftaucht, während der größere Teil ihrer Dichtungen aus realistischen Beschreibungen besteht, die sich von der gewöhnlichen Prosa durch nichts unterscheiden und die poetische Erregung schwächen, da sie die Assoziationen auf Details hinlenken, die der Realität zugehören. Während man also glauben sollte, die Künstler sehen die Wirklichkeit durch ihre Träume, glauben die meisten unter ihnen, ihre Träume durch Mikroskope hindurch sehen zu müssen, die sie auf die Objekte eingestellt haben. Man braucht sicherlich die Objektlibido, um sich für das Leben der anderen zu interessieren und man muß die Menschen, die dazu unfähig sind, für narzißtisch halten. Aber was lieben wir in den realistischen Berichten aus dem Leben, in den Tagesneuigkeiten zum Beispiel, wenn nicht das Abenteuer, den Traum (die Unwirklichkeit), die hinter den Dingen stehen. Wenn man einen gewöhnlichen Roman nicht zum zweitenmal lesen kann, so hat dies darin seinen Grund, daß die Überraschung, der Geist der unbewußten Phantasien, und des Spielens, die beim ersten Lesen anwesend waren, beim zweiten verschwunden sind. Was also die Modernen schaffen wollen, das sind dichterische Tatsachen und nicht nur Tatsachen schlechthin.

Im Übrigen fühlen wir ein Objekt eher durch ein „emotionelles Wissen“ als durch realistische Beschreibung. In den Vergleichen „Honig süß wie Liebe“, „Wolken wie Hoffnungen auf dem Himmel“, konkretisieren die abstrakten Wörter Liebe, Hoffnung ganz wundervoll die konkreten Wörter Honig, Wolke, obwohl sie im Gedanklichen ungenauer sind. Der erste, der sich darüber Rechenschaft ablegte, war Poe; er sah, daß der Unterschied zwischen einer wissenschaftlichen Schrift und einem Gedicht darin besteht, daß dieses ein undeutliches Lustgefühl zum Objekt hat. Baudelaire, Mallarmé, Valéry iso-

lierten in der Dichtkunst immer mehr, was sie selbst ist. Sie wollten einen Tagtraum, eine Stimmung suggerieren, daher war eine gewisse Dunkelheit notwendig; das Gedicht bekam immer mehr den Charakter des Unwirklichen. Die Surrealisten schließlich, für die nur die Erfindung und schöpferische Spontaneität zählten, welche durch die Starrheit des Intellekts beeinträchtigt waren, leugneten den Eingriff des Intellekts (von dem sie wußten, daß er eine Funktion der Realität ist) und der Realität.¹ Sie wollen die Sprache des Unbewußten so sprechen wie die Sybille die Sprache Gottes spricht: hier finden sie das Recht, Grammatik und Perspektive in aller Freiheit aus ihrer Form zu bringen, den Zügel dem assoziativen Denken zu überlassen und auf die Kritik des Ich und den Beweis für die Realität zu verzichten. Das Bild, das aus dieser Methode hervorgeht, ist darum zu solcher Wichtigkeit gelangt, daß man von einer „Doktrin des Bildes“ in der modernen Poesie sprechen kann. Es ist beinahe ihre einzige Materie.

§ 5.) *Das Bild und das Unbewußte*

Es ist nötig, das Bild von der Metapher zu unterscheiden, weil in diesem ein Begriff von einem anderen mit Hilfe einer bewußt wahr-

1) Die moderne Haltung zeigt in ihrem Radikalismus wunderbar die tiefe Kluft, die zwischen den Systemen des Bewußten und des Unbewußten (auf welche sich die objektive, beziehungsweise die psychische Realität beziehen) besteht und wie antithetisch die Begriffe von diesen beiden Kategorien verstanden werden. So trifft man im Antiintellektualismus häufig ein fast mystisches Mißtrauen gegen die Sinne, weil aus den ein für allemal miteinander „verbundenen“ Sinnestatsachen (Locke, Stuart Mill) die streng definierten allgemeinen Ideen gezogen werden. Nun ist der Gesichtssinn das Werkzeug par excellence für die objektive Erkenntnis; er verbindet den Menschen mit den Gegenständen, welche im Raum sind und die daher eine Außenwelt des Raums und der Formen suggerieren, in die er auf Kosten der Wahrnehmung seiner inneren Erfahrung hineingezogen wird. Die Beziehung zwischen Gesichtssinn und Objektivität sowie intellektuellem Denken ist derart innig, daß die Patienten während der Analyse häufig die Augen schließen, ohne daß es von ihnen gefordert wird. Sie wollen es vermeiden, „an ihrer Oberfläche“ zu bleiben (man wird sich daran erinnern, daß beim Sprechen, bei einem lebendigen Bericht über Erinnerungen die Augen immer mittun, — daß das Wort „Mystik“ vom griechischen „myo“ stammt, „die Augen schließen“). Da die Töne nie verbegrifflicht wurden wie die visuellen Wahrnehmungen, ist die Musik immer die subjektivste der Künste gewesen. Man kann daher nicht mehr darüber erstaunt sein, daß die Flucht aus der Realität in den modernen Künsten Hand in Hand geht mit einer Ablehnung des Intellekts.

genommenen Eigenschaft, dem tertium comparationis, abgeleitet wird (z. B. Haare blond wie Korn). Syllogistische Prämissen können im Bild gegenwärtig sein und im Symbol des Traumes, aber sie sind dort sehr oder gänzlich unbewußt und maskiert. Wenn es wahr ist, daß auch das gewöhnliche Gleichnis unbewußt determiniert sein kann,¹ so unterscheidet sich das Bild von ihm durch den geringeren Grad von intellektueller Verarbeitung des Gedankens in Bezug auf seine logische Richtigkeit, sowie dem geringen Ausmaß, das der intellektuellen Kritik zukommt, da die Assoziationen die Freiheit haben, so wenig gelenkt als nur irgend möglich fließen zu dürfen (Charakter der „Verantwortungslosigkeit“).² Und da schließlich die freiesten Assoziationen in der Dichtkunst nicht dieselben sind wie in der Kryptolalie und in der Psychoanalyse (sie entsprechen der Aufgabe, ein Gedicht zu werden) so erzeugt die „zerstreute“ Aufmerksamkeit eine gewisse Gleichgültigkeit der Zensur sowie eine Regression des logischen Denkens auf einen Zustand, welcher der hypnagogischen Halluzination oder der Ideenflucht ähnelt. Das erklärt es, warum das Bild dem Material des Traumes oder des Witzwortes ähnlich ist und wie diese Verdichtung und Verschiebung aufzuweisen hat. Man kann daher annehmen, daß es mit infantilen Inhalten belastet zu sein bestrebt ist, was man weder von logischen Denken, noch von Assoziationen wie „Hitze, Ofen, Kohle, Mine“ erwarten kann, Tatsachen, die in der Analyse dem Widerstand zugerechnet werden. Die Assoziation beim Bild ist persönlich nicht logisch: der Geist schafft gleichzeitig die zwei Glieder, ohne den Zusammenhang im vorneherein zu überdenken, ja selbst ohne ihr unbewußt zu erfassen. Eine solche Dichtkunst ist eine Dichtkunst der Tiefen im wahrsten Sinne des Wortes.

Die Befriedigung, die beispielsweise dem Bild „ein Friedhof, welcher Flügel hat“ (Saint-Pol-Roux) für einen Flug Raben folgt, ist eher eine emotionelle als eine intellektuelle und das fordert die Poesie

1) Vgl. S. Ferenczi, Analyse von Gleichnissen. In „Bausteine zur Psychoanalyse“ II. Bd., S. 164 ff. (Auch im „Almanach der Psychoanalyse 1928“.)

2) Was von der Dichtkunst gesagt wurde, gilt auch von der Malerei: die Vereinigung von Elementen des Malerischen, wie wir sie im Kubismus (und noch mehr im Expressionismus) sehen, kann genügend selbstlos sein, so daß der Zusammenklang den Rhythmus der Elemente oder den Assoziationen des Malers gehorcht. (Vgl. Breton *Le Surréalisme et la Peinture*. Paris 1928.)

Wenn die Lerche mit einem fliegenden Pfeil verglichen wird, so ist die Metapher logisch, von keiner Emotion belastet, unnütz: die Assoziation zu „Scherenschläge schreiten durch die Luft“ (Saint-Pol-Roux) braucht einen weiten Weg, aber einen persönlicheren, befriedigenderen; und in „eine Wolke Feuer“ (Shelley) ist die intellektuelle Kontrolle gänzlich verschwunden, wir haben es mit einer unbewußt determinierten Identität zu tun. Obschon bereits das Beispiel Shelleys zeigt, daß schon die von konventioneller Technik noch gehemmten Dichter fühlten, solche Bilder haben die größte emotionelle Macht und eine große poetische Realität, war Rimbaud zweifelsohne der erste, der vom Bild und dem Unbewußten, um Elemente der Realität „umzusetzen“, den vollkommenen Gebrauch machte, den ich zu präzisieren versuche. Er findet schließlich, daß „die Unordnung in seinem Geiste geheiligt sei“ und er gewöhnt sich an die „einfache Halluzination“, die er so beschrieb:

„Ich sah sehr deutlich eine Moschee an Stelle einer Fabrik . . . Kutschen auf den Himmelsstraßen, einen Salon auf dem Grund eines Sees . . . Unzählbar sind die Halluzinationen . . . Seht her! . . . Ich besitze alle Talente! . . . Niemand ist hier und jemand . . . Ich werde eine fabelreiche Oper . . . Zu jedem Wesen scheinen mir viele andere Leben zu gehören. Der Herr weiß nicht was er tut: Er ist ein Engel. Diese Familie ist ein Nest voll Hunde.“¹

Die Metapher ist verschwunden: die Eigenart des Bildes steckt hier wie in dem Sonett „Vokale“ einzig in seinem halluzinatorischen Charakter. Ein Gedicht, das willkürlich aus den Texten der Surrealisten herausgenommen wurde, soll zeigen, was aus dieser Methode in ihren Händen geworden ist:

„Du wirst es später wissen, wenn ich den Regen nicht mehr wert sein werde mich aufzuhängen, wenn die Kälte ihre Hände auf die Scheiben legt, dort wo ein blauer Stern noch nicht seine Rolle gespielt hat, am Waldesrand, wenn die Kälte alle jenen sagen wird, die mir treu geblieben sind, ohne mich zu kennen: ‚Er war ein schöner Kapitän, mit gräsernen Litzen und schwarzen Manchetten, ein Künstler vielleicht, der das Leben für das Leben gab . . .‘ Du wirst mich weiter fortschleppen als dorthin, wohin ich habe gehen können und deine Arme werden heulende Grotten sein von schönen Tieren und Hermelinen. Du wirst aus mir nur einen Seufzer machen, der sich in allen Robinsons der Erde verfolgen wird. Ich bin für dich nicht verloren: ich bin nur dem fern, was dir

1) A. Rimbaud, Une Saison en Enfer.

ähnlich ist, in den hohen Meeren, dort wo der Vogel, Brich-Herz geheißt seinen Schrei ausstößt, der die Degenknöpfe aus Eis hochreißt, deren Stern des Tags die zerbrochene Hut sind.¹

Dieser Text scheint zuerst ein Wortschwall ohne Sinn zu sein. Aber wenn wir so lange lesen, bis unsere eigenen Assoziationen wirken können, da bemerkt man eine Veränderung: ein Sinn taucht auf, der eher emotionell als logisch faßbar ist, mit einigen in Erstaunen versetzenden Bildern und dem starken Beigeschmack von Entrücktsein. Es kann auch ein mit dem Intellekt greifbarer Sinn dabei sein, wo der Verstand allgemein dazu neigt, einen Sinn zu unterscheiden, aber er ist nicht unbedingt nötig und wir können wirklich nicht wissen, woher unsere Befriedigung kommt.

Der gewöhnliche Gedanke ist sparsam. Die Begriffe sind Zeichen, die man einmal für allemal gelernt hat, man geht über sie hinweg, so sehr ist man sie gewohnt, während die Assoziationen Kurzschlüsse erzeugt haben, da sie unnütz geworden sind; unter solchen Bedingungen sind daher neue Beziehungen praktisch unmöglich. Wenn aber der Verstand in dem Terminus weniger als das sehen kann, was er der Vernunft bedeutet, Assoziationen vielleicht, die er veranlaßt (künstlerische Phantasie),² dann könnten solche Beziehungen zwe-

1) A. Breton, Manifeste du Surréalisme. Paris 1924.

2) Dieser Zustand der Dinge kommt aus der Natur des Unbewußten. Er entspringt aus der Interpretation der infantilen Psyche und der äußeren Welt und ist ein Riesenspeicher, das mit einer einzigen chaotischen Realität angefüllt ist, in der wenige „Glieder“ (*terme*) sich inmitten unausschöpfbarer „Zusammenhänge, Beziehungen“ (*rapports*) bewegen. Daher leugnet das Unbewußte das Prinzip der Identität, wie es das Prinzip der Realität leugnet: ein Glied ist in ihm nicht Fixes, es kann irgendein anderes Glied bedeuten (oder zu ihm in Beziehung treten). Erst diese „universale Analogie“ macht übrigens das Erfinden möglich, da dieses wie das Bild und das Symbol des Traums aus Dissoziationen und Reassoziationen aller Art kommt. Die Beziehungen, in denen die Glieder zueinander stehen, sind daher die Materialien des Unbewußten, wie die Glieder die des Bewußten sind. Und wenn das stimmt, dann ist das Unbewußte „intelligent“ wie ein Kind intelligent ist, wenn es für Korkzieher „Schlüssel der Flasche“ sagt und die Entdeckung des Erfinders wiederholt: eine psychoanalytische Theorie der Intelligenz wird diese Tatsache nicht übersehen dürfen. — Schließlich befindet sich die moderne Ästhetik in Übereinstimmung mit zwei großen philosophischen Richtungen von heute, mit dem Pragmatismus und dem Neorealismus, die von den Beziehungen verlangen, das Glied zu definieren, während im Gegensatz dazu die Sophisten eben wegen der Wichtigkeit der Glieder das Prädikat zum Subjekt, das Allgemeine zum Besonderen in Gegensatz bringen können und die Möglichkeit des Urteils leugnen.

disparate Ausdrücke einander näher bringen, indem sie jedem einzelnen einen neuen Sinn unterlegen, eine neue Identität schaffen: das „Bild“. „Die Erschaffung des Bildes ist demnach ein mächtiges dichterisches Mittel und man wird über die große Rolle nicht erstaunt sein, die es in einer *poésie de création* spielt“. (P. Reverdy).

§ 6.) *Das Neue und die Überraschung*

Je weiter zwei Wirklichkeiten von einander entfernt zu sein scheinen und je willkürlicher sie einander angenähert werden (umso neuartiger ist die Annäherung) und umso wirklicher ist die Schöpfung, umso erregender das Bild. Die Identität wird hergestellt durch den Einbruch des Unbewußten und durch eine Mobilmachung von Assoziationen, die zu Gunsten des Absurden, Neuen und Überraschenden vor sich gehen, das intellektuelle Vorzeichen vernichten und die Zensur der Assoziationen lähmen. Das Absurde, das Neue und das Überraschende gehören daher auf das Innigste zur Ästhetik des Bildes als die Mittel und der Schutz dieser Schöpfung. Wie dieses sind auch sie Experimente — Versuche, der poetischen Form nah zu kommen: eine neue Beziehung, so banal auch die Ausdrücke sein mögen, aus denen sie besteht, ist eine Entdeckung im Bereich des Unvorhergesehenen, eine neue dem $\mu\eta' - \sigma^v$ auferlegte Form, eine Flucht aus dem Wirklichen, eine Erweiterung des Wirklichen. Darin ist der Ursprung des Geschmacks moderner Künstler zu finden, den Zufall, das Wunderbare, das Unerwartete als ästhetische Mittel gelten zu lassen. Was auch Baudelaire durch diese Worte gesagt haben will: „Was in Erstaunen versetzt, ist schön“. Es mag wie eine Übertreibung aussehen, wenn man sagt, daß uns eine Nähmaschine und ein Regenschirm auf einem Seziertisch „die Ewigkeit in einem leidenschaftlichen Augenblick umfassen lassen“ (um den Ausdruck Wordsworths zu gebrauchen)! Und doch steckt dichterische Eigenschaft in diesem Bild, weil die Begegnung ein Sprungbrett für die unbewußten Phantasien schafft und eine Verwandlung der Welt der Tatsachen ins Spiel bringt, so illegitim diese Verwandlung auch sein mag.

Die gewöhnlichsten Ausdrücke, die größten Zufälle können daher

der Sache dienen: Breton stellt so willkürlich als möglich diese Zeitungüberschriften zusammen:

un éclat de rire
DE SAPHIR DANS L'ILE DE CEYLAN
MADAME
une paire
DE BAS DE SOIE
n'est pas
UN SAUT DANS LE VIDE
un cerf¹

oder er verändert das Spiel durch Fragen und zufällige Antworten:

Frage: Was ist der Mond?

Antwort: Ein wunderbarer Glaser.

Frage: Was ist ein Bett?

Antwort: Ein schnell geöffneter Fächer. Das Geräusch eines Vogelflügels.²

Solche Bilder sind vollkommen neu und das gewöhnliche Vorgehen, der Vergleich könnte sie nie liefern; sie locken daher Assoziationen hervor, die anders nie in Bewegung gesetzt worden wären. Sie gelten einzig um der Befriedigung willen, die sie verursachen, und diese kommt von dem Irrealitätssinn her und von der neuen, bewußten oder unbewußten Beziehung, die zwischen disparaten Begriffen hergestellt wurde. Bei den Klassikern genügt häufig ein Wort, um Assoziationen zu ersticken, Verse Racines hingegen genügen sich selbst und befriedigen um Gründe willen, die von den hier gegebenen Beispielen sich wenig unterscheiden. „Es gibt im Französischen zu wenig unverständliche (*obscure*) Schriftsteller“, sagte R. de Gourmont. Sein Geist dürfte heute beruhigt sein.

§ 7.) *Das ästhetische Lustgefühl in der modernen Kunst*

Freud glaubt, daß das Vergnügen, welches man am manifesten Inhalt eines Kunstwerks findet, eine „Vorlust“ ist und daß die „Endlust“, welche von dem Nachlassen der Spannungen (Ökonomie der Unterdrückung) kommt und von dem sich daraus ergebenden Auftauchen der Triebe und Tagträume, das essentielle Vergnügen dar-

1) A. Breton, Manifeste du Surréalisme.

2) La Révolution Surréaliste, Nummer 11, März 1928.

stellt, das einem Kunstwerk beigegeben ist. Die moderne Ästhetik, die sich in allem von der traditionellen unterscheidet, muß die wichtigen Unterschiede der Natur dieser beiden Arten von Lustgefühlen aufzeigen:

Die Vorlust, dazu die gewöhnlichen Faktoren: Einfühlung, Würdigung der Anordnung der Teile usw., erlauben hier die Überraschung, das Absurde, die Herstellung von Zusammenhängen, welche den Forschungstrieb, das Auflehnungsbedürfnis, das Verlangen nach Allmacht befriedigen. Sie gleicht dem Gefühl, das den Witz begleitet (Freud), und die Vergleiche zwischen einander anscheinend scheinbar nicht ähnlicher Dinge.¹ Was die Faktoren der Endlust anbelangt, ferner den Oedipuskomplex, die narzißtischen, homosexuellen, analsadistischen Triebe, die durch die traditionellen Werke in verschiedenem Maße befriedigt werden: man findet auch die Einfalt und besonders die kindliche, den Koboldstreich der Zensur, die Verneinung des Vaters und der Realität, die Regression auf Gefühle der intra-uterinen Allmacht, die Tendenz zur Unterdrückung des Ich durch das Es (Lyris-mus).

In der traditionellen Kunst besteht daher gezwungenermaßen ein Konflikt zwischen der Endlust und der Vorlust, da die Komplexe Unordnung bedeuten, während die technische Schönheit logische Ordnung, Harmonie, Gleichgewicht usw. sein will. Dieser Konflikt ist nur im Reich des Erhabensten (wie es in den Abhandlungen seit Burke und Kant heißt) aufgelöst, wo die regressiven Tendenzen, die sich mit dem Unendlichen, in der Vollkommenheit vereinigen, erfahrungsgemäß befriedigt werden.² In der modernen Kunst herrsche dagegen unbeschränkt das Unbewußte; und da das letzte Ziel der befreiten Triebe darin besteht, die Realität zu verneinen, stärkt einer den andern, woraus eine gewisse Einigung zwischen den beiden Arten von Lust entsteht. Es scheint daher, daß auch vom Gesichtspunkt der ästhetischen

1) Vgl. Ferenczi, a. a. O.

2) „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt.“ Es kann daher niemand über die Ähnlichkeit der Wirkungen erstaunt sein, die von den „erhabensten“ Werken ebenso wie von den „tollsten“ ausgehen. Das Kind beweist die Wahrheit dieses Paradoxes, indem es auf jede Weise sich die Freude, der Realität zu entfliehen, verschafft: in der Glückseligkeit, von Mutterarmen umfungen zu sein, in seinem Spiel, seinen Scherzen.

Erfahrung aus die modernen Kunstwerke über einen großen Gehalt an „Reinheit“ verfügen.

§ 8.) *Das Publikum und die Absicht des Künstlers*

Wir können diese Auseinandersetzung nicht beenden, ohne festzustellen, inwieweit derart subjektive Werke dem Publikum zugänglich sind. Ist es übrigens notwendig, daß der Zuschauer, Zuhörer, Leser die Absicht des Künstlers in dessen Arbeit wiederfindet (wie die landläufige Meinung es verlangt)? Der Charakter des Rätselhaften, das große Werke aufweisen, beweist, daß die unbewußten Phantasien und nicht die Nachahmung der Natur in ihnen den ersten Platz einnehmen. Und andererseits können die unbewußten Phantasien des Lesers selbst dann mehr oder weniger allgemein mit denen des Künstlers korrespondieren, wenn seine Eindrücke oder bewußten Interpretationen durchaus individuell sind.¹ Die erste Verwicklung besteht darin, daß der Leser, Zuschauer, Hörer, die Absicht des Künstlers nicht bewußt sucht, sondern zu diesem Verzicht einen Teil seiner Vorlust bereit sein soll. Dadurch bleibt nur mehr die Frage nach den Indizien übrig, welche notwendig sind, um eine gewisse Universalität der unbewußten Phantasie des Publikums möglich zu machen: ob zuviel Unverständlichkeit schädlich ist? Vermutlich nicht: das Unbewußte zweier Menschen kann sich auch durch nicht bemerkte Gesten, nicht interpretierte Wort vollständig verstehen (das nennt Ferenczi „unbewußte Zwiesprache“).² Im übrigen kann man sogar leugnen, daß ein unbewußtes Mitfühlen in den Phantasien nötig ist, wenn nicht einmal ein bewußtes angenommen werden muß. Daher schließen wir, daß es genügt, wenn das Werk ein Stimulans für den Traum und die Emotion ist: es ist dann Sache des Zuschauers, Zuhörers oder Lesers, die Geschmeidigkeit für die Auflockerung seiner Assoziationen zu besitzen.

Die Mehrzahl der Menschen zeigt wegen der Angst, die sie vor den Trieben und Emotionen hat, eine zwingende Vorliebe für den Intellekt. Etwas nicht verstehen wird als narzißtische Wunde empfunden und

1) S. Freud, Der Moses des Michelangelo. (Ges. Schriften, Bd. XI.)

2) S. Ferenczi, Analyse von Gleichnissen. (In „Bausteine zur Psychoanalyse“ und im „Almanach der Psychoanalyse“ 1928.)

ist von Haßgefühlen begleitet. Das heißt, daß die Wertschätzung der modernen Kunst notwendig ein tiefgreifendes Verändern des menschlichen Verhaltens mit sich bringt, was schwieriger ist als einen Sinn gegen einen anderen auszutauschen. Tatsächlich genügt es nicht, ein Werk gewohnt zu sein: ein solches Vertrautsein bringt nur eine „Gewöhnung“ mit sich, die jener gleicht, welche wir nach dem langen Gebrauch eines stimulierenden Mittels kennen. Nur wenn der Zuschauer eigenes Wesen ins Werk versetzen kann, haben wir eine brauchbare Grundlage für die Identifizierung: darum muß er einem gewissen Grad der Entintellektualisierung und Subjektivierung seines Denkens zustimmen. Das geschieht mit Erfolg in der Psychoanalyse, wenn der Analytiker „nicht durch logische Anstrengung, sondern oft eher durch freies Spielenlassen der Einfälle zu den richtigen Deutungen gelangt, wozu eine gewisse Gleichgültigkeit den Einfällen des Patienten gegenüber nötig ist.“¹

Drittes Kapitel

Die Neurose und der Künstler

Wir wollen nun der Frage nach der Anpassung des Künstlers an die Wirklichkeit auf den Grund gehen, weil sie den Kritikern dazu dient, die moderne Kunst für krankhaft und gefährlich zu halten. Wir werden überprüfen: 1) in welchem Ausmaß die Interpretierung der Realität durch das Unbewußte, soweit es für ein System, das der Wunschbefriedigung dient, in Betracht kommt, gerechtfertigt werden kann; 2) in welchem Ausmaß der moderne Künstler „morbider“ ist als jener, der sich des Unbewußten in bescheidenerem Umfang bedient.

§ 1.) *Das Unbewußte und die Darstellung der Realität*

Der Analytiker anerkennt eine psychische Realität im Gegensatz zu einer anderen äußeren, die zu erkennen das Ich sich entwickelt hat. Die Tatsache, daß das Ich aus einer Veränderung der äußeren Schichte

1) S. Ferenczi, a. a. O.

des Es durch deren Berührung mit der äußeren Welt resultiert, zeigt daß es, selbst wenn es jetzt andere Ziele hat, nicht notwendig der Antagonist eines Systems sein muß, in dem es ursprünglich mitbegriffen war. Aber eine Zusammenarbeit der beiden Systeme findet selten statt. Die Entwicklung des Ich ist auf dramatische Weise vor sich gegangen, da sie den Verzicht des Es auf verschiedene Ziele mitgemacht hat oder die Flucht von Teilen des Es aus dem Ich, dene zu einer Befriedigung zu verhelfen das Ich sich weigerte (Freud). Diese Loslösung genügt, dem Ich das Recht abzusprechen, allein auf dem Urgrund jener Wesen zu wirken, welche mit Trieben, Emotionen und Wünschen (die in der Form des Es die motorische Kraft darstellen und den fundamentalsten Teil der Psyche) ausgestattet sind. Andererseits wird der Beweis für die Realität selten durch das Ich allein erbracht, viel häufiger dagegen durch das Über-Ich, das diese Funktionen da es zum Ich leicht Zugang hat, an sich zieht und das sie deshalb verändert, weil es vom Ergebnis der Unterdrückung seiner Wünsche von denen es nicht befreit ist, beeinflusst wird. Daraus folgt, daß die Methoden des Unbewußten (Befriedigung durch Halluzination, Symbolisierung, unbewußte Phantasien, Projektion-Identifizierung), selbst wenn sie die Realität deformieren, ebenso viel wert sind wie die Methoden des Ich und viel mehr als die des Über-Ich, das (selbst sehr irrational in seinen Wurzeln) ebenfalls die Deformierung der Realität hervorruft und mit viel geringerem Recht.

Dem Es gebührt das dreifache Vorrecht, auf seine geschichtliche Priorität hinweisen zu können, ferner den großen allgemein menschlichen Bedürfnissen nahe und drittens unzerstörbar zu sein. Es ist bewiesen, daß diese erste Organisation im zivilisierten Menschen weiterlebt. Freud sagt, daß das Unbewußte nicht wie ein totes Organ fort immer abgestorben ist, sondern daß es ebenso tätig ist wie eine primitive Bevölkerung in einem zivilisierten Staat: das Lachen, obszöne Worte, das Wiederauftauchen von Perversionen sind geläufige Beispiele für Regressionen, welche durch geringste Änderungen des Potentials zwischen den beiden Systemen hervorgerufen werden. Die Tatsache, daß nicht nur das Kind, sondern auch bedeutende Teile der Menschheit mit den Methoden des Es in seinen Beziehungen zur Realität zufrieden waren, beweist, daß man diese nicht einfach zu Gunsten d

Methoden des Ich wegweisen darf, als seien sie gänzlich ohne Wert. Die psychische Welt des Kindes, Produkt aus den gegeneinanderstrebenden Tätigkeiten eines Milieus und des Organismus, dem fast ausschließlich auch nur jene Reaktionen, die allen Menschen gemeinsam sind, zur Verfügung stehen, diese Welt besitzt eine Ansicht von der Realität, die für den Menschen ebenso wahr ist wie die Tatsachen, welche durch das exakte Wissen später erworben wurden (selbst wenn diese Realität weniger genau als durch das Wissen dargestellt wurde); diese Realität sollte nicht verachtet werden, selbst nicht vom zivilisierten Erwachsenen. Es gibt eben verschiedene Grade der Anpassung an die Realität, die ihrer Natur nach verschieden sind, trotzdem sie sich auf die gleiche Realität beziehen, jede gilt in ihren Grenzen und man wird sich je nach dem zu behandelnden Gegenstand oder den Umständen der entsprechenden Anpassungsart bedienen.

Eine Sinneswahrnehmung wie die vom Stock im Wasser soll uns als Beispiel dienen: es ist ein Stück Realität zu deuten, da die Tatsachen, welche von dem System Bewußtsein—Wahrnehmung geliefert werden, anderen Erfahrungen, welche die Sinne bei diesem Stock gemacht haben, entgegenstehen. Das System vom Unbewußten kann mit Kastrationsphantasien antworten, die nicht bis ins Bewußtsein dringen oder in einer abgeleiteten Form: als eine Schlange, etwas Zerbrochenes, Gebrechliches. Das System des Vorbewußten verfügt zum Beispiel über keine anwendbare Idee, was dann eine Haltung voll Zweifel und Verwirrung hervorruft, oder es verfügt über logisch verbundene Ideen, die ohne Hindernis als eine befriedigende und wirkliche Erklärung ins Bewußtsein dringen: „Der Stock sieht nach dem Gesetz von der Strahlenbrechung so aus, als ob er gebrochen wäre.“ Nur die Gesamtsituation gestattet die Entscheidung, welche dieser Erklärungen zutrifft: bei einer Physikprüfung müßte man die zweite, bei der Anfertigung eines Gedichtes die erste vorziehen.

Das Ich und das Es bestehen im Menschen nebeneinander, aber sie haben diese Anpassung eher durch Arbeitsteilung als durch gemeinsame Arbeit erreicht. Die beiden Arten von Antwort werden daher so lange gültig sein, als die beiden Prinzipien Lust und Realität weiterarbeiten.

Die Kunst sollte als Material die besondere Art von Tatsachen be-

nützen, die von dem ihr gemäßen System (dem Unbewußten) geliefert wird und es ist kein Grund einzusehen, warum deren mehr oder weniger unmittelbarer Ausdruck nicht die Grundlage für die Kunst soll sein können. Erinnern wir uns an Rimbaud: „Dieser Herr weiß nicht, was er tut: er ist ein Engel.“ Wenn ein solcher Blick auf die Realität nicht geduldet wird, dann weiß ich nicht, wo man die Poesie wird finden können. Es ist klar, daß die Dichtkunst nur jenseits des Realitätsprinzips leben kann.

§ 2.) *Der Künstler und die Realität*

Es wurde oft behauptet, der Künstler, welcher die Realität nicht abschreibt, sei schon als Mensch dazu nicht geeignet. Das ist die Einstellung Pfisters:¹ der wahre Künstler wird nach ihm durch die Kunst von seinem Konflikt befreit; der Expressionist hingegen wird durch sie ebenso wenig befreit wie der Kryptograph, weil seine Malereien „Abbilder der Seele“, „Karikaturen der Wirklichkeit“ sind, in die er seine „eigenen Schwächen“ legt und seine Konflikte. Er ist ein Autist, dessen letztes Ziel das Nirwana. Der „wahre“ Künstler erduldet großes (nicht „armseliges“) Leid, das er sogleich mit dem der ganzen Menschheit verbindet, deren Sensorium er ist. Die Realität befriedigt auch ihn nicht, er beschreibt sie aber trotzdem, indem er sie ohne ihre gegenwärtige Unvollkommenheit, also so wie sie sein sollte, darstellt. Ich glaube, daß in alledem ernste Mißverständnisse stecken:

1) „Der Expressionist ist ein reiner Narzisst“. Wir haben im ersten Teil schon darauf hingewiesen, daß die Tatsache des Kunstschaffens und nicht der Inhalt des Werks mit der Neurose verglichen werden muß. Wenn der Künstler schafft, hat dies seine Ursache darin, daß seine Libido weder vollkommen an seine Symptome noch an das Ich gebunden ist. Daher kann doch nicht das Nirwana das einzige Ziel eines Künstlers sein. Wenn andererseits ein Künstler sich wegen einer Neurose behandeln läßt, so besteht kein Grund anzunehmen, daß die von ihm, dem Patienten geforderte Anpassung an die Realität auch von seinem Werk gefordert werden muß, in der Form etwa, daß er die

1) O. Pfister, a. a. O.

Objekte wiedergibt als sichtbares Zeichen seiner Heilung. Die Angleichung der zwei Realitäten aneinander, wie Pfister sie vornimmt, ist daher nicht gerechtfertigt: unsere Gerichtsbarkeit hält bei der dargestellten Realität inne.

2) „Die expressionistischen Zeichnungen befriedigen symbolisch unbewußte Phantasien.“ Das ist das Los aller Kunstwerke. Der Geier des Leonardo ist für das Unbewußte nicht mehr, aber auch nicht weniger verkleidet als die Deformierung der Züge Pfisters durch den sadistischen Maler, der sein Bild malte. Wenn dessen Bilder dem Expressionisten ein Vergnügen verschaffen, „das sich der autistischen Instinktbefriedigung zuordnen läßt“, so ist diese Lust nicht sein Vorrecht, da jedes Bild in dem Maße, in dem sein Inhalt von unbewußten Ideen herkommt, dem Lustprinzip gehorcht. Und schließlich müssen wir uns nicht, da uns die Analyse zur Verfügung steht, um den Grad von Befreiung kümmern, die dem Patienten von seiner Kunst gebracht wird: Wir können ebenso wenig eine Kunstkur anempfehlen, wie die Religion als therapeutisches Mittel.

3) „Die unbewußten Ideen sind zu unmittelbar dargestellt, nicht genügend im Bewußtsein verarbeitet (sublimiert).“ Der eingeengte Sinn, den Pfister dem Wort Sublimierung gibt, gestattet vielleicht, sich seiner als eines künstlerischen Kriteriums zu bedienen (obgleich wir gesehen haben, daß ein geringeres Maß an intellektueller Verarbeitung der Phantasie häufig eher anzuempfehlen ist), er hindert uns aber, sich seiner als eines psychologischen Kriteriums zu bedienen, da nach der Definition jeder Künstler sublimiert. Die Sublimierung fehlt dort, wo die Schöpfung durch Symptome oder Perversionen ersetzt wird, und vice versa.

4) „Der Expressionist stellt nur sein ‚kleines Leid‘ zur Schau, rein subjektive und persönliche Gefühle.“ Aber diese sind nicht mehr und nicht weniger als der Haß gegen den Vater, die Ohnmacht gegenüber der Realität, das Verlangen, zur Allmacht des intra-uterinen Lebens zurückkehren zu können. Sind das nicht die Leiden der gesamten Menschheit, wenn man sie Ödipuskomplex, primärer Narzißmus usw. nennt?

5) „Der Expressionist projiziert seine kindischen Gefühle, statt sich mit dem Objekt zu identifizieren“. Das führt zu einer wichtigen Frage. Nach der populären Definition gilt der Künstler als besonders fein-

fühlend und leidenschaftlich: er leidet und genießt auch dann, wenn der Durchschnittsmensch nichts empfindet. Er benimmt sich daher wie der Übertragungsneurotiker, dessen wohlbekannte Kapazität für gesteigerte Lust- und Unlustgefühle das Ergebnis der Introjektion eines Teiles des Milieus durch das Ich ist. Ihm steht der Paranoiker gegenüber, der dem Milieu subjektive, außerhalb der Grenzen des Ichs projizierte Erfahrung zuteilt. Die Projizierung fällt allerdings mit einem Zurückziehen des Ichs zusammen, die Identifizierung dagegen mit einer Vermehrung der Erfahrungen, die wieder dazu dient, andere zu verstehen, und mit einer Erweiterung des Ichs (vorausgesetzt, daß die Libido des Individuums nicht etwa unfruchtbar auf die Identifizierung fixiert ist). Gehen wir aber der Frage tiefer auf den Grund. Einerseits muß im Objekt notwendigerweise eine Basis für die Identifizierung vorhanden sein, welche von früheren Erfahrungen des Objekts abhängig sein muß; derart, daß man davon entfernt ist zu sagen, wie sehr die Eigenschaften, die einzig dem Objekt zugehören, introjiziert sind oder umgekehrt, wie wenig dem Objekt fremde Eigenschaften auf ihm vor der Identifizierung verschoben wurden. Die Identifizierung des Hysterikers zum Beispiel entsteht auf der Basis einer Wunsch- oder Affektverschiebung auf Grund von Analogien mit irgend einer Person oder einer vorausgegangenen Situation; sie wird also ausgeführt mit einem Objekt, das durch die Komplexe des Subjekts modifiziert ist, was die übertriebenen Reaktionen erklärt. Andererseits ist es wahrscheinlich, daß auch die narzißtische Identifizierung beim Künstler gegenwärtig ist. Wenn Gide sagt: „Wir lieben, was unähnlich ist und was wir leicht ersinnen“, so ist das Objekt diesesmal dadurch modifiziert, daß darauf ein ursprünglich dem Ich des Subjekts gehörender Teil projiziert wurde. Es ist daher auf diese oder eine andere Weise auch im Objekt der Identifizierung des konventionellen Künstlers eine Übertragung von Bildern, Wünschen und Affekten durch Verschiebung oder Projektion zu entdecken, die erschwer macht, gerade darin eine dem Expressionisten entgegengesetzte Haltung zu erkennen: Projektion und Narzißmus (die beim Expressionisten allerdings übersteigert werden) sind nicht sein Vorrecht.

Unsere psychoanalytische Untersuchung der modernen Kunst wäre unvollständig, wenn man nicht in Exkursen von dem Verlänger

ein Objekt sinnlich zu beschreiben, sprechen würde, dem eigentlichen Fundament der konventionellen Kunst und von den Gesetzen jener Kunst, die der eindeutige Gegenspieler der modernen Kunst ist: dem Klassizismus.

§ 3.) *Sensuelle Charakterisierung des Objekts*

1) Die Wahl des künstlerischen Objekts gleicht der Liebeswahl und häufig ist dabei der narzißtische Typus mit im Spiel. Eine Künstlerin-Patientin, die von sich sagte: „Ich haßte es, mich im Spiegel anzusehen, da ich mich für häßlich hielt — ich wollte gerne schön sein“, sagte bei anderer Gelegenheit: „Die Frauen, die Matisse zeichnet, sind mißgestaltet und es tut mir weh, sie anzuschauen: ich liebe die Schönheit über alles!“

2) Man kann zu gleicher Zeit darstellen und deformieren: in der Karikatur. Denn da man gerade in der genauen Wiedergabe der Mängel den sadistischen Trieb befriedigt, fordert die Karikatur größte Ähnlichkeit. Es ist nun auch umgekehrt möglich, daß die Tendenz zu charakterisieren, Ähnlichkeiten aufzustöbern, sadistischen Wurzeln entstammt. Das könnte erklären, warum die Mehrzahl guter Portraitmaler, die „feinen Beobachter ihrer Zeit“, die Karikatur und kritisierende Witzworte lieben (z. B. Whistler, Degas).

3) Der „scharfe Beobachter“ hat an sich viel vom Voyeur. Aber das Schauen hat beim Voyeur das Ziel in sich selbst, statt den Sexualakt vorzubereiten. Der künstlerische Ausdruck kann die gleiche Beziehung zum Schautrieb haben wie zu seinem Gegenteil, zur narzißtischen Selbstbeobachtung, welche dann z. B. beim Lampenfieber des Schauspielers die leicht erzeugbare Objektivierung der Ideen und Emotionen lähmt. Aus allen diesen Gründen glaube ich annehmen zu können, daß eine geringere Beobachtung der äußeren Welt dem Künstler mehr Libido liefern würde für eine impulsivere, ursprünglichere, ausdrucksvollere Schöpfung. Die Gefühlsbeladenheit der Zeichnungen Picassos (der darin Sargent überlegen ist) beweist, daß er die Natur, welche er beschreiben will, besser sieht, wenn er zuerst gelernt hat, sie nicht anzusehen, und daß er die Objekte, die mit Sinn belastet sind, so viel naiver beobachtet.

§ 4.) Der Klassizismus

Es hat viele Freiwillige gegeben, welche die Neurose des Expressionismus, der „degenerierten“ oder „dekadenten“ Kultur denunziert haben; es gilt aber als schändlich, dem Klassizismus seine Diagnose zu stellen. Wagen wir trotzdem diese Behauptungen:

Die Schönheit: die Natur von aller Unvollkommenheit gereinigt; die Vollkommenheit und der Schluß alles Geschaffenen. Das Ideal: Prüfstein alles Vortrefflichen, dem die Dinge folgen sollten; starres Dogma, künstliches Modell für die Welt und das Ich. Die Logik: begriffliche, formale und objektive Wertsetzungen für die von außen gesehenen Dinge; das intellektuelle Element im Werk und in seiner Durchführung (die Schönheit wird, wie die Tugend bei Sokrates, dadurch gewährleistet, daß man sie kennt). Das Gleichgewicht: Trennung und Zwiespalt (Schönheit—Häßlichkeit, Ordnung—Unordnung, Gesetzmäßigkeit—Vielfältigkeit), dazu ihre Auflösung durch die Abstraktion der goldenen Mitte (ὁὐδέν ἄγαν); das Maß des olympischen statischen Gleichgewichts, welches zwei Stellungen kombiniert. Dieses Maß findet man auch in der Symmetrie, in der Berechnung der Proportionen (z. B. des goldenen Schnitts). Die Kritik: der von seinem Werk losgelöste und sich selbst richtende Künstler; die Haltung, welche der Begeisterung gegenübersteht: „die Griechen waren eine Nation von Kunstkritikern“ (Wilde).¹

Man kann sofort die Schutzmaßnahmen gegen alles Impulsive und Subjektive erkennen; ein mächtiges Über-Ich; Verteidigungsreaktionen gegen analerotische Fixierungen (peinlichste Gewissenhaftigkeit und Zwang, ein Vollkommenes, Reines, Schönes zu schaffen); Zweifel und Ambivalenz (Dilemma, Gleichgewicht, Eklektizismus). Außerdem nähert

1) Besonders in der griechischen Zivilisation ist der Ausdruck eines Konflikts manifestiert: sprechen wir von der Nation, dann steht das ganze jonische Element im Gegensatz zum dorischen, der Frauenkult der Dionysospriesterinnen zum Männerkult der Priester des Apoll, der Esoterismus der Mysterien zu den in einem Gesetzbuch festgelegten Wertsetzungen der Pallas. Sprechen wir vom Individuum, so kontrastieren der Daimon und die Bejahung des Spiritualistischen durch Sokrates zum Beispiel mit seinem Konzeptualismus und die Ideenschöpfungen Platons mit seinem Realismus. Man findet im ganzen Altertum einen Dualismus zwischen dem Impulsiv-Weiblichen und dem Intellektuell-Männlichen, die Ausdruck des Verdrängenden und des Verdrängten sind.

der dogmatische Charakter die Forderungen der klassischen Kunst den anderen Dogmen (den religiösen oder sozialen, sowie den Dogmen der Gesundheitslehre oder der Anbetung des Zeitgemäßen und des Geldes), jenen Dogmen, die dem triebhaften und unter Zensur stehenden Denken nahestehen, da sie keine spontanen Manifestierungen sind, sondern ein Kompromiß zwischen Verdrängendem und Verdrängtem.¹

So kann man den Symptomen Depression, Exhibitionismus und Narzißmus, welche von Pfister und Sydow im Expressionismus und in der Romantik gesehen werden und die wir ohne Widerstreit angenommen haben, für den Klassizismus (der nichts als die Ästhetik des Intellektualismus ist) die quälenden Symptome des oben angeführten klinischen Bildes entgegenstellen. Daraus ergibt sich als Folgerung für unser Problem, daß der Künstler des Klassizismus, betrachtet man die Züge, die aus den Symptomen seiner Kunst hervorgehen, dem Neurotiker ebenso nahe steht wie der Expressionist und der Romantiker, und daß seine Symptome für das Kunstschaffen weder förderlicher noch hemmender sind als die der anderen.

Im übrigen hat das beschriebene Kunstideal kaum etwas anderes als die Kunsttradition befriedigt und die Schulgeister; bei den wirklich schöpferischen Menschen hat der Impuls stets die Schuldisziplin durchbrochen. Gerade die Zurückhaltung Racines, seine Darstellung der Emotionen und der unterdrückten unbewußten Phantasien hindert ihn, ebenso allgemein gültig zu sein wie Shakespeare; seine Stücke ergreifen nur das französische Publikum. Es ist nicht leicht, unter den größten Künstlern, unter jenen, die der ganzen Menschheit gehören, einen reinen Klassiker zu finden. Erst in dem Maße, in dem dieser Klassiker sich dem Romantiker nähert, wird er zum großen Künstler. Homer, Sophokles, die Künstler der gotischen Zeit, Dante, Leonardo, Shakespeare, dann jene Künstler, die der Klassizismus nicht für sich in Anspruch nehmen kann, weil sie zu primitiv, dunkel, chaotisch waren, sind groß wegen ihres Reichtums an Phantasie und ihrer Nähe zum Unbewußten. Die sadistischen Anwandlungen moderner Bilderstürmer gegen die klassische Kultur („diese verfluchten Griechen!“, rief der Bildhauer Gaudier-Brdezka aus) müßten als das mächtige Bemühen angesehen werden, sich

1) Vgl. Th. Reik, Dogma und Zwangsidee. Imago XIII (1927).

der faden Milch aus den griechischen Brüsten zu entwöhnen und die Männlichkeit zu erwerben, die zu einer freieren und spontaneren Schaffenskraft notwendig ist. Die Akademiker und das Publikum leben noch unter dem Angsttraume der Entwöhnung.

Bevor ich das Thema Neurose und Künstler verlasse, will ich gerne zugeben, daß viele unter den modernen und dennoch leistungsfähigen Künstlern Krankheitssymptome aufweisen, wobei Rauschgiftsüchtigkeit und Homosexualität am modernsten sind; im allgemeinen sind diese aber keine großen Künstler. Die Fälle beweisen nur, daß einerseits die moderne Kunst, die mit Stolz auf Männer wie Cézanne, Matisse, Picasso, Strawinsky hinweisen kann, wie jede große Bewegung ihre großen Geister und auch ihre kleinen Künstler hat; — sie beweisen andererseits, daß die Kastrationsangst (so infantil auch der Künstler in seinen Phantasien sein mag) Platz gemacht haben muß einem gewissen Grad von männlicher Angriffslust und Reife des Ichs: ein großer Künstler kann ebenso wenig wie ein großer Mann der Tat ein sanfter Hermaphrodit sein. Hierbei kann die Analyse dem Künstler helfen, weil sie den Zweifelnden (statt seine Kunst zu hemmen, wie manche fürchten) zur Wahrhaftigkeit und Tiefe zurückführt, hier kann sie retten, was sich an Phantasien retten läßt, die bei einem anderen einen großen Teil Realität weggeschafft haben, kurz, sie kann dem Künstler dazu verhelfen, sein Unbewußtes für die Kunst zu sparen.

Konklusion

Die moderne Kunst und die Gesellschaft

Religiöse Menschen leben von einem Schatten. Wir leben vom Schatten eines Schattens. Wovon wird man nach un leben?
R e n a n, Feuilles Détachées.

Da in unserer Studie vom psychoanalytischen Standpunkt aus nicht die Forderung des Publikums (realistische Beschreibung), noch seine Opposition gegen die moderne Kunst rechtfertigt, so ist der Künstler aller Schuld ledig und das Publikum allein für sein Nichtverstehen verantwortlich. Wo finden wir die Lösung des Konflikts? Man muß wohl annehmen, daß die letzte Verantwortung einzig auf den unbewußter

Widerstand des Publikums fällt und daß dieser Widerstand dem gleichen muß, dem man in der Analyse begegnet, weil die moderne Kunst auf die gleichen verdrängten Triebe stößt. Einerseits fürchtet der Bürger die Unordnung, die sein Ich zerstören könnte, indem sie seine physische Behaglichkeit oder seine intellektuelle Ruhe belästigt, und andererseits kann er dem nie verzeihen, der ihn in Gefahr bringt, den eigenen Trieben zu begegnen. Die kindliche Sorglosigkeit einiger Maler und Bildhauer, die häufige Überschätzung erotischer Zonen (Busen, Hintern), die Freude, welche ihnen jede Deformierung (die der Perspektive mit eingeschlossen) macht, ihre Rückkehr zu schmutzigen Farben oder zu wildem Schmieren; der autoerotische Charakter des Tanzes oder der Musik (synkopierte Rhythmen); die Rückkehr des Kinos zur vor-wortlichen Mitteilung, zu einer Gebärdensprache, die selbst den Gesichtsausdruck ausschließt (Charlie Chaplin „lacht mit dem ganzen Körper“, was Spencer vom Kind sagt); all dies macht den sich Zwang auferlegenden und kritischen Zivilisierten wütend, da er die Freiheit, die den Phantasien des Unbewußten gewährt wird, nicht ertragen kann. Die Widerstände und Verdrängungen verdankt er schließlich einer Verdrängungsinstanz, welche von der Analyse demaskiert worden ist, dem Über-Ich. Und der Inhalt dieses Über-Ich, in dessen Namen der Mensch die Realität deutet und die Triebe verdrängt, besteht zum großen Teil aus sozialen Werten, die vom Über-Ich der Vorfahren und Zeitgenossen geschaffen werden, — im vorliegenden Falle aus dem Vorurteil einer Zivilisation, deren Überlegenheit mehr auf Postulaten als auf Beweisen ruht. Um den Konflikt zu lösen, genügt es demnach nicht, daß das Publikum der modernen Kunst gegenüber eine nachgiebige Duldung zeigt, und sie zu „verstehen“ versucht; die Widerstände wären dadurch nur verschoben. Man muß vielmehr den Zuschauer dem Künstler nähern, indem man in ihm immer entschiedener die Werte des Über-Ich zerstört und seiner Libido so das Leben und die Beweglichkeit wiedergibt.

Wir haben von Reversion gesprochen. Das soll nicht besagen, wie man es oft tut, daß die moderne Kunst dekadent sei: obwohl sie der infantilen Erotik nahesteht, kann man ihr dennoch nicht diese Benennung geben, da ja die Künstler versucht haben, zu der emotionalen und impulsiven Quelle ihrer Kunst zurückzukehren, und diese

Kunst zu wecken durch eine tatsächliche Berührung mit dem unmittelbarsten Dolmetsch der Wirklichkeit: dem Unbewußten. Die moderneren Künstler sind vielleicht Outlaws, außerhalb der Grenzen der Kunstschule organisiert, aber sie hegen eine brüderliche Gesinnung für die großen Primitiven aller Zivilisationen (Ägypter, Chinesen, Griechen, die Gotik, Neger), für die bedeutende Tradition des Triebhaften und der unbewußten Phantasien. Man kann daher auch fragen, ob nicht die Verdrängung des Dionysos durch Apollo die Dekadenz in der Kunst bedeutet; eine Frage, welche auch für andere soziale Werte nicht beantwortet ist. Dekadente Werte sind solche, die sterben, weder Spielarten noch bedeutende Persönlichkeiten hervorbringen. Sorel hat gezeigt, wie zu Beginn des 20. Jahrhunderts die traditionelle Religion, Moral, Ästhetik zu rein intellektuellen, skeptischen, opportunistischen Werten geführt wurden: zu Schatten dieser Schatten. Dem gegenüber beweisen der Glaube, der Enthusiasmus und die lebendige Schaffenskraft, die in der modernen Bewegung sichtbar werden, und die Tatsache, daß diese Bewegung in den verschiedensten Ländern auftaucht, daß sie ebenso wie die Romantik weit davon entfernt ist, dekadent zu sein. Sie ist eine Kundgebung voll Leben und Gesundheit.

Wenn man übrigens die wahre Bedeutung einer Kunst verstehen will, dann muß man das Gebiet der Kunst verlassen: die inneren Beziehungen, welche zwischen den künstlerischen Tatsachen und den moralischen einer Epoche immer lebendig sind, zeigen, daß die Kunst als das Ergebnis eines Konflikts zwischen Kind und äußerer Welt für die Gesellschaft nicht nur ein Sicherheitsventil gegen eine soziale Spannung ist, daß sie beim fertigen Menschen verantwortlich sein kann für eine bestimmte Haltung gegenüber den hauptsächlichsten Problemen des Lebens. Die expressionistischen und surrealistischen Strömungen beispielsweise sind mehr als ein Abenteuer des Geistes: sie haben Anteil an der weitläufigen Arbeit, das Universum neu zu schaffen, der wir heute beiwohnen und an der der Künstler auf seine Weise teilnimmt.² Sonst wäre ja die künstlerische Kühnheit kindisch. — Man hat hier von einem künstlerischen Standpunkt aus vom Publikum verlangt, den Ausdruck des Unbewußten in der Kunst, der

1) G. Sorel, *Réflexions sur la Violence*, Paris.

2) A. Breton, *Légitime Défense*. Paris 1926.

nicht dem Prinzip der Realität entspricht, zu dulden. Man verlangt doch auch viel allgemeiner von der Gesellschaft, wenn sie vermeiden will, daß sich zufällig dort eine irrationale Handlung durchsetzt, wo eine rationale notwendig wäre, nicht bloß jene Werte zu begünstigen, die von den Verteidigungsreaktionen des Über-Ich herkommen; und sich überall dort mehr an die Manifestierungen der Triebe zu halten, wo die Anwendung des Realitätsprinzips nicht unbedingt notwendig ist. Nun soll die Kunst der einzige Fall sein, in dem dies nicht möglich ist, die einzige Stätte, in der alle Spannungsfaktoren weiterbestehen, die sozialen Dogmen, die von unseren Trieben zurückgewiesen werden. Ist es nicht eher die Aufgabe der Gesellschaft, diese Faktoren kleiner werden zu lassen und der Kunst (die doch als ungefährlich bekannt ist) die Befreiung des Individuums zu gestatten?

Die Realität, an welche die Psychoanalyse als praktische Therapie den Kranken wieder anzupassen sich bemüht, ist eine sehr allgemeine Realität. Und es wäre nicht ohne Nutzen zu wissen, ob dieses spezielle Milieu nicht pathologisch ist. Das hat St är c k e ¹ für jene Zivilisation der Industrieproduktionsperiode zu klären versucht, welche die Realität darstellt, in der „unsere Patienten scheitern“. Die Psychoanalyse, die so sehr mit dem Individuum beschäftigt ist, weiß, daß das von uns allgemein empfundene Unbefriedigtsein, das Ergebnis der Ersetzung des Lustprinzips durch das Realitätsprinzip, selbst ein Teil der Realität ist (Freud). Die Gesellschaft, die sie herbeiwünscht, kann doch eine Gesellschaft sein, welche mit dem Unbewußten versöhnt ist (Stärke), das heißt mit den Wünschen des realen Individuums und dem Ausdruck dieser Wünsche. Wir meinen, daß der Analytiker inzwischen mit Sympathie die Versuche aller jener Menschen beobachten müßte, die in der Kunst und in der Tat versucht haben, dem menschlichen Leben Tiefe und Würde wiederzugeben, jenseits eines Stadiums von Lüge und Heuchelei. Ich glaube nicht, daß er der Bundesgenosse dessen werden darf, was er beim individuellen Neurotiker bekämpft: des Moralbegriffs des Über-Ich; — ich glaube nicht, daß er die Partei der Zensur ergreifen darf, nachdem er uns sie erkennen gelehrt hat.

1) A. St är c k e, Psychoanalyse und Psychiatrie, Wien, 1921.

Caligulas Geliebten

Von

Hanns Sachs

Aus der Feder des bekannten Berliner Psychoanalytikers Dr. Hanns Sachs (er ist auch den Lesern dieser Zeitschrift aus mehreren Beiträgen bekannt) erschien soeben im Verlag Julius Bard, Berlin, eine biographische Studie über eine der merkwürdigsten Gestalten der römischen Geschichte („Bubi, Die Lebensgeschichte des Caligula.“ Mit einer Porträtzeichnung des Hans Aufseeser und 4 Bildtafeln. Geheftet M. 4'50; in Leinen M. 6'50). Caligula, den die gegen Wilhelm II. zielende scharfe Schrift Quiddes in den Jahren vor dem Kriege in unseren Gesichtskreis rückte, wird in diesem Werk auf dem Hintergrund seiner eigenen Zeit gezeichnet. Daß das seelische Profil Bubis (so nannten den berüchtigten Kaiser seine Untertanen bei der Thronbesteigung) vom Analytiker Sachs im Geiste der Psychoanalyse erschaut wird, ist begreiflich. Mit Genehmigung des Verfassers und des Verlags geben wir hier ein Kapitel des Buches wieder:

Das „Bubi“ hatte eine große Liebe — so gewaltig und verzehrend, wie die von Dichtern besungenen, so echt und tief und dauerhaft, wie sie jemals ein Mann empfunden hat. Eine jener Leidenschaften, die weit, weit in die Kindheit zurückreichen und das ganze Leben bis zum Ende umfassen. Die Berichte sprechen von den Schmerzen, die er, der sonst alles Schmerzliche von sich fernhielt und abschüttelte, um dieser Liebe willen litt; die Wonnen, mit denen sie ihn gefesselt hatte, lassen sich aus ihnen erschließen. Dieses einzige geliebte Wesen war seine Schwester Drusilla.

Von den Kindern des Germanicus und der Agrippina waren — abgesehen von Caligula selbst — noch drei Töchter am Leben geblieben — Drusilla Agrippina (die jüngere) und Julia. Daß Caligula alle drei Schwestern besitzer wollte und besaß, ist aus seiner Sinnesart heraus unschwer zu verstehen; er gab viele Gründe, äußere und innere, die ihn dazu antreiben mußten. Zunächst weil der Inzest das Vorrecht der orientalischen Despoten war, die sich dadurch von der Menge der gemeinen Sterblichen abhoben und isolierten. Daß es nicht einmal zu Begattungs- und Fortpflanzungszwecken auf die anderen Menschen angewiesen war, das gab dem Herrscherhaus den Glanz des Exklusiven und Übermenschlichen. Caligula begnügte sich auch nicht mit der Gegenwart, er benutzte das Vergnügen, das ihm das Spiel mit Inzest-Phantasien bereitete dazu, die Vergangenheit nach seinem Gefallen umzudichten. Mittels einer seiner phantastischen Lügen beseitigte er den Großvater Agrippa, der zwar ein bedeutender Mensch, aber von unadliger Herkunft war, aus seiner Ahnentafel, indem er erklärte, seine Mutter Agrippina sei die Frucht eines Inzestes zwischen Augustus und dessen einziger Tochter Julia gewesen. Den Sieg von Actium, den

sein Haus die Krone verdankte, sah er als Trauertag an, weil eben jener Agrippa, wenn auch im Dienste des Augustus, seinen Ahnen Marc Anton, den Vater seiner Großmutter Antonia, den er als Bluts- und Wesensverwandten liebte und schätzte, besiegt hatte.

Als ein wichtiges Motiv kam die Lust am Verbotenen dazu, der Genuß, sich um das nicht zu kümmern, was die anderen Menschen schreckte. Er selbst rühmte an sich als seine glänzendste Eigenschaft die *αδιαφορεια*, was sich am besten durch Scheu- und Ehrfurchtslosigkeit übersetzen läßt. In Familien, aus denen einer „der die Furcht nicht kennt“ hervorgeht, muß der Inzest heimisch sein, deswegen hat ihn Wagner zur Vorbedingung der Entstehung seines „furchtlosen Helden“ Siegfried gemacht, der von Geschwistern gezeugt wird. So zur Welt gekommen zu sein oder selbst solchen Sohn zu zeugen, darauf war Caligulas Wunsch gerichtet. Gewiß war in ihm auch etwas von dem alten Urtierischen wach geworden, das jedes Weibchen des eigenen Rudels in Anspruch nimmt und mit Zähnen und Klauen für sein Anrecht ficht.

So erklärt es sich, daß der Kaiser, dem die Türen zu allen erotischen Genüssen offen standen, seine Schwestern wählte. Die beiden anderen nahm er je nach Laune und verließ sie wieder, überließ sie auch gnadenweise anderen Männern, bis er späterhin, als er ihrer überdrüssig geworden war, sie in die Verbannung schickte — mit der üblichen Begründung einer Verschwörung gegen sein Leben. Der nahen Verwandtschaft trug er nur durch eine theatralische Geste Rechnung, indem er drei Schwerter, die angeblich zu seiner Ermordung bestimmt waren, dem Rächer Mars weihte. Mit Drusilla war er auf eine ganz andere Art verknüpft, durch die Bande einer Leidenschaft, die über ihren Tod hinaus andauerte. Was ihn so unlösbar an sie fesselte, ist schwer zu erraten. Äußerer Liebreiz ist kaum das Entscheidende gewesen, denn jener anderen Frau, die ihm die Schwester später wenigstens einigermaßen ersetzte, fehlte er bestimmt. Vielleicht waren es gemeinsame Erinnerungen aus frühesten Kindheitstagen, am ehesten die Ähnlichkeit mit ihm selber, die sie ihm näher rückte als alle anderen Menschen. Er fand wohl, wenn er sie in seinen Armen hielt, das, was er am schmerzlichsten vermißte — sein eigenes Ich.

Wenn es wahr ist, daß die Großmutter Antonia die beiden Geschwister im zärtlichen Beisammensein überraschte, so müssen ihre Liebesbeziehungen schon an der Grenze der Kindheit begonnen haben, vielleicht schon so früh, daß keiner von beiden wissen konnte, wer der Verführer oder der Verführte war. Berücksichtigt man die Abgeschlossenheit und sorgsame Behütung, die sich bei einem jungen Mädchen aus vornehmem Haus damals von selbst verstand, so kann kein Zweifel sein, daß Drusilla jungfräulich die Geliebte des Bruders wurde. Als der junge Caligula an den Hof des Onkels kam, mußten sich die

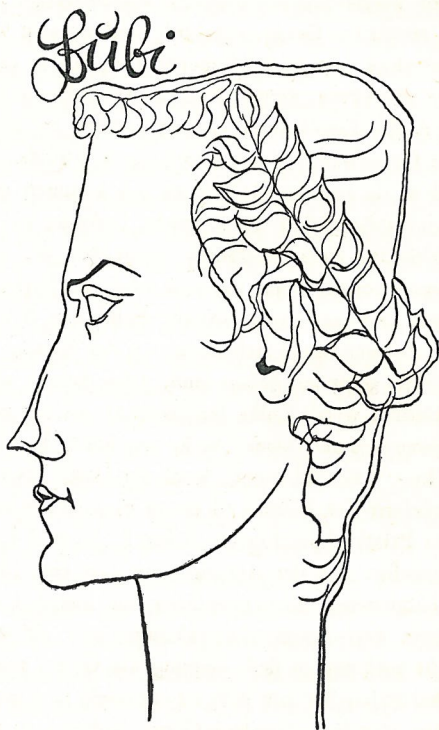
Liebenden trennen, denn Tiberius war wohl selbst kaum der Ansicht, daß sei Capri ein geeigneter Aufenthalt für ein heranwachsendes Mädchen sei. Sobald Caligula den Thron bestiegen hatte, benutzte er die neugewonnene Macht, um sich für die Zeit der Trennung schadlos zu halten und sich den Besitz der Schwester zu sichern. Er nahm sie dem Manne, dem sie verheiratet worden war, wieder ab und lebte mit ihr als Mann und Frau, ohne die Öffentlichkeit zu scheuen oder zu vermeiden. Wie sehr er an ihr hing, wie blind ihn seine Liebe machte, wird durch das Testament bezeugt, das er während einer Krankheit zu ihren Gunsten verfaßte. Er setzte sie nicht nur zur Erbin seines Vermögens ein, — was schon gegen die Sitte verstieß, da noch ein Erbe im Mannesstamm, ein Bruder seines Vaters, am Leben war, — sondern auch zur Erbin des Reiches, obgleich die Thronbesteigung einer Frau im damaligen Rom bei nahe undenkbar war. Selbst auf einer Münze, die der Kaiser schlagen ließ, kommt die Bevorzugung der geliebten Schwester deutlich zum Ausdruck. Die drei Schwestern sind als Verkörperungen dreier Schutzgottheiten, in deren Köpfe und mit den Attributen, abgebildet. Agrippina und Julia Livilla stehen rechts und links, die eine als die Beschirmerin der Sicherheit, die andere als die Glückspenderin des Reiches, Drusilla aber ist in die Mitte gestellt und ihr wurde das Wichtigste anvertraut: die Eintracht, auf der die Existenz des Staates beruht.

Das Schlimmste, was Caligula treffen konnte, geschah: Etwa ein Jahr nach seiner Thronbesteigung starb Drusilla und ihr Tod warf ihn völlig der Einsamkeit in die Arme. Sein Schmerz war maßlos, vernichtend, und da sein schwächliches Ich unfähig war, gegen ihn anzukämpfen, bedurfte er einer anderen Hilfe, um der Selbstzerfleischung nicht zu erliegen. Innerlich stand ihm nichts zur Verfügung, was Zuflucht geboten hätte, so suchte er sich durch äußere Flucht zu retten. Bei Nacht, zu unvermuteter Stunde, verließ er die Stadt und durch-raste, zu immer größerer Eile gehetzt, Campanien. So kam er verwahrlost und entstellt, mit verwildertem Bart und Haar bis Syrakus. Als er auch dort die Ruhe nicht fand, kehrte er wieder um und stürmte nach Rom zurück. Eine andere Ablenkung, die er für seinen Schmerz suchte, war die, die übrige Welt daran mit leiden zu lassen; zugleich sollte die tote Schwester durch solche Massentrauer geehrt werden. So ließ er eine Trauerfrist von unerhörter Strenge ansagen; bis zu ihrem Ablauf durfte bei Todesstrafe niemand lachen, sich waschen und mit anderen, sei es auch mit Familienmitgliedern zusammen Mahlzeit halten. Das sonst so wandelbare Gemüt des Kaisers hielt auch über den ersten Schmerz und die Trauerfrist hinaus an der Schwester fest. Bis an sein Lebensende schwor er nur bei ihrer „Wesenheit“ — selbst bei großen Staatsakten. Ein solcher Schwur war nach der Auffassung des Altertums nicht bloß

eine feierliche Formel, wie für uns, sondern eine magische Handlung von un-abseharen Folgen, weil man sich dabei leicht den unterirdischen Göttern verstricken konnte. — Das einzige Kind, das ihm geboren wurde, eine Tochter, nannte er nach der geliebten Verstorbenen Julia Drusilla.

Von dieser einen Liebe abgesehen, war seine Geschlechtlichkeit im Einklang mit seinem Wesen: unentwickelt und hemmungslos, roh und spielerisch, ohne Zärtlichkeit und ohne Genuß, in den Leiden und der Erniedrigung anderer Ersatz suchend, für das, was ihr selbst fehlte. Zweimal wählte er für die kurze Frist, in der eine Frau ihn zu reizen vermochte, die Form der Ehe, aber kaum weil er sich mehr als sonst angezogen fühlte, sondern weil es Frauen waren, die anderen Männern zugehörten; sie diesen anderen unter recht höhnischen und beleidigenden Umständen zu nehmen, sie eine kurze Zeit zu besitzen und dann wegzuwerfen, darin bestand sein eigentliches Vergnügen.

Die erste war eine Braut, Livia Orestilla, zu deren Vermählung der Kaiser als Hochzeitsgast erschien. Er ließ sie vom Hochzeitsmahl fort in seinen Palast führen. Man erzählt, daß er diese Aktion mit einem überraschenden Satz eingeleitet habe, den er dem Bräutigam, der bei der Tafel sein Gegenüber war, zuschrie: „Sei so gut, meine Frau nicht zu drücken!“ Am nächsten Tage gab er ein Edikt heraus, in dem es hieß, „er habe sich eine Frau gewählt nach der Weise des Augustus und Romulus“. Augustus hatte die Livia ihrem Manne weggenommen und von Romulus berichtete die Sage, er allein habe von den geraubten Sabinerinnen keine Jungfrau für sich gewählt, sondern eine Frau,



Bubi (Caligula)

Zeichnung von Hans Aufseeser

die schon einem Manne angehörte. Bald darauf trennte sich Caligula von der so Erbeuteten, verbot ihr aber, zu ihrem Gatten zurückzukehren. Das geschah wahrscheinlich nicht nur aus Bosheit, sondern jenem Grundzug folgend, der den von einer tiefen inneren Unsicherheit Getriebenen zwang, jeder Möglichkeit eines Vergleiches mit anderen auszuweichen. Zwei Jahre später verbannte er die ehemalige Gattin, angeblich weil sie sein Verbot übertreten habe. Ähnlich, aber nicht ganz so kraß, benahm er sich in einem zweiten Fall. Lollia Paulina hieß diese Frau, deren Mann ein Armeekommando führte. Wie es heißt, wurde die Aufmerksamkeit des Kaisers dadurch auf sie gelenkt, daß man ihm erzählte, ihre Großmutter sei die berühmteste Schönheit ihrer Zeit gewesen. Jedenfalls ließ er sie aus der Provinz zu sich kommen und heiratete sie. Die Beziehung zu ihr scheint ihm etwas mehr bedeutet zu haben, denn wir besitzen eine Schilderung ihres berühmten Schmuckes, der aus Tiara, Collier, Ohringen und Ringen bestand, alles aus den schönsten Perlen und Smaragden. Diese Juwelen, deren Preis auf einen unwahrscheinlichen Betrag geschätzt wurde, konnte nur ein einziger Mann schenken — der Kaiser, der also doch an ihr ein Wohlgefallen gefunden haben muß. Dies dauerte aber nicht lange und nach seinem Erlöschen wurde Lollia fortgeschickt, wieder mit dem charakteristischen Verbot, keinem anderen Manne mehr angehören zu dürfen.

In welcher Stimmung wohl die Gäste gewesen sein mögen, wenn sie, der Einladung des Kaisers zu einem Festmahl Folge leistend, sich in ihren Sänften zum Palatin hinauftragen ließen? An und für sich hatte ein solches Fest — abgesehen von der Auszeichnung, die eine Einladung bedeutete — nichts Unwillkommenes. Kein grämlicher und knauseriger Hausherr, wie es Tiberius gewesen war, dessen Zurückhaltung und abgezirkelte Höflichkeit den Frohsinn nicht aufkommen ließ, empfing die Gäste, sondern ein junger, zu Spaß und Scherzreden bereiter Wirt; zwar fahrig und unruhig, nicht imstande, auf seinem Platz oder bei demselben Gesprächsthema zu bleiben, aber im ganzen umgänglich, wenn man ihn richtig zu nehmen wußte, mit Lob nicht sparte und seine Witze belachte. Außerdem konnte man sich auf äußerst wertvolle Gastgeschenke freuen, denn Caligula — nein, Gajus Cäsar Augustus Germanicus war stets willens zu zeigen, daß ein Kaiser sich nicht lumpen lasse („Entweder muß der Mensch sparsam sein, oder Kaiser“, war eine Lieblingsredensart von ihm) und auch darauf bedacht, seinen Gästen stets das Beste und Neueste an Vorführungen zu bieten. Da er sich selbst auf diese Dinge verstand, konnte man gewiß sein, künstlerisch vollendete Rezitationen zu hören oder ausgezeichnete Musik von Solisten oder Chören, auch die modernsten Tanzschritte anmutig ausgeführt zu sehen. Vielleicht würde der Liebling des Kaisers, Mnester, eine seiner pantomimischen Szenen vorführen, — da mußte man vorsichtig sein und

es nicht merken lassen, wenn man von ihm nicht restlos entzückt war. Weniger angenehm war es schon, daß der Kaiser die Gewohnheit hatte, seinen Liebling öffentlich abzuküssen. Das Arge aber war, daß man nie wußte, worauf man sich gefaßt machen sollte. Manchmal waren es nur so unangenehm scherzhafte Einfälle wie damals, als sich der Kaiser über die Vorstellung amüsierte, daß er beide Konsuln sofort hinrichten lassen könnte, — andere Male aber wollte er plötzlich wirklich Blut sehen, und ließ vor den Gästen einen Unglücklichen foltern oder töten. In solchen Dingen waren die Römer nicht von unserer Empfindlichkeit, sie konnten den Anblick von Tod und Marter vertragen und kaum einer hätte einen Umweg gemacht, um einen gekreuzigten Sklaven nicht sehen zu müssen. Aber die Feststimmung wurde durch solche programmwidrige Einlagen doch empfindlich gestört. Das alles aber waren Kleinigkeiten dagegen, daß Caligula das Gastrecht, wie jedes andere, mißachtete und seine Gäste zwar nicht an Leben und Freiheit, aber an Ehre und Schamgefühl rücksichtslos verletzte, wenn es ihm gefiel. Von seinem Ruhebette aus (man aß nicht bei Tisch sitzend, sondern liegend) musterte er die eingeladenen Damen mit Kennerblicken, wie wenn sie zum Kauf angebotene Sklavinnen wären, und wenn eine bei ihm Wohlgefallen fand, führte er sie ohne weiteres in ein Nebenzimmer. Auch nachher gab er sich keine Mühe, die Spuren des Vorgefallenen zu verwischen und die Unordnung seiner Kleidung zu beheben, sondern unterhielt seine Gäste — unter denen sich natürlich nahe Angehörige der betreffenden Dame befanden — unbefangen und sachgemäß von ihren körperlichen Vorzügen und Mängeln, sowie von ihrem Temperament und anderen Eigentümlichkeiten, die zu beobachten er eben Gelegenheit gehabt hatte. Er mag sich wohl selbst gewundert haben, daß solche Mitteilungen nicht trotz der scharfen Bewachung seiner Person und trotz des Schreckens, der ihn umgab, mit einem Dolchstoß oder einem nach seinem Kopf gezielten schweren Gegenstand erwidert wurden. Da er den Geschlechtsunterschied nicht als Bedingung für seine Begierde gelten ließ, behandelte er gelegentlich Jünglinge aus ersten Häusern nicht besser als jene Frauen; ein junger Mann vornehmster Geburt, Valerius Catullus, hatte sich über die rohe Gewalt, der er wehrlos ausgeliefert war, besonders zu beklagen.

Wie sich der Kaiser sonst „amüsierte“, — das Wort trifft zu, denn mehr als das vermochte ihm sein Eros nach dem Verlust der Schwester nicht zu geben, — überstieg das ortsübliche Maß von Ausschweifung nicht wesentlich. Bald war es eine Demimondäne von Rang, wie die für die damalige Lebewelt tonangebende Pyralis, bald freie oder unfreie Dirnen beiderlei Geschlechtes.

Dem auf solchen Irrwegen der Liebe Herumtaumelnden begegnete — wohl noch bei Lebzeiten Drusillas — eine Frau, die er zunächst wohl nur nahm, wie eine beliebige andere; ein Gefühl, das in ihm erwachte, veranlaßte ihn,

sie nicht sogleich wieder von sich fortzustoßen, und langsam, Schritt für Schritt, kam sie ihm näher, bis er sie ganz als zu sich gehörig empfand. Es war keine flammende, bis an die Grenzen der Selbsthingabe dringende Leidenschaft, wie er sie für Drusilla gehabt hatte, aber doch eine starke Anhänglichkeit, die imstande war, die kurze Zeitspanne, die der Genuß und der Reiz der Neuheit gewährte, zu überdauern. Dies ist um so auffallender, als es sich in der zweiten Hälfte seiner Regierungszeit abspielte, in der er seiner Umwelt fast ausschließlich feindlich gegenüberstand und besonders als Frauenhasser galt. Die Frau, die das zuwege brachte, hieß Cäsonia und war weder jung noch schön; der Zauber, durch den sie das „Bubi“ — er war nicht viel über fünfundzwanzig Jahre alt, als er sich zu ihr hingezogen fühlte — fesselte, bestand in einer merkwürdigen Mischung von mütterlichen und dirnenhaften Zügen. Sie war schon mit einem anderen Mann verheiratet gewesen und hatte drei Kinder geboren. Trotz dieser — in jenen Zeiten schon selten gewordenen — gewissenhaften Erfüllung ihrer Familienpflichten war sie wegen der unverschleierte Offenheit, mit der sie sich allen möglichen Liebesabenteuern hingab, bekannt und verrufen. In dieser Mißachtung der anderen, die es nicht der Mühe wert hält, sich die gute Meinung der Menschen zu bewahren, liegt ein dem Wesen Caligulas verwandter Zug, den er herauszufühlen und zu schätzen wußte. Er machte auch weitgehenden Gebrauch davon und liebte es, sie seinen Freunden nackt zu zeigen, ohne sie jedoch einem von diesen als Geliebte zu überlassen, wie er es mit seinen Schwestern — Drusilla natürlich ausgenommen — getan hatte. Eine gewisse Kameradschaftlichkeit, gegründet auf einer Wesensgemeinschaft, die er an einem Manne nicht geduldet hätte, spielte in dem Gemisch der Gefühle, die er für sie empfand, keine geringe Rolle. Er brachte das dadurch zum Ausdruck, daß er sie in soldatischer Kleidung, mit Lederhelm und leichtem Schild neben sich herreiten ließ, wenn er eine militärische Besichtigung vornahm.

Daß der junge Kaiser eine alternde und nicht sehr reizvolle Frau so auffallend bevorzugte, erregte ungeheures Aufsehen. Die einzige Erklärung, die man dafür fand, war ein Liebestrank, den sie ihm eingegeben haben sollte. Als er gegen das Ende seiner Regierung immer wilder und unheimlicher wurde, hieß es, — und dieses Gerücht hielt sich noch längere Zeit nach seinem Ende, — der Zaubertrank, der aus einem zu Tode geschreckten jungen Huhn bereitet sein sollte, habe seinen Zweck verfehlt und dem Kaiser statt oder neben der Liebe eine durch nichts zu bändigende Wut eingeflößt.

Seine Neigung erreichte ihren höchsten Grad, als Cäsonia Mutter wurde und ihn mit einer Tochter beschenkte. Er erhob sie daraufhin durch offizielle Erklärung zu seiner Frau und sprach zugleich die Anerkennung der Neugeborenen als legitimes Kind aus. Er gab der Kleinen nicht nur den Namen der ver-

storbenen Schwester, sondern auch etwas von der Liebe, die er für jene empfunden hatte. Mitten in Blut, Raserei und Schamlosigkeit entwickelte sich ein Familienidyll; der zärtliche Vater trug die Kleine bei allen großen Heiligtümern der Stadt herum und legte sie schließlich dem Tempelbild der Minerva auf den Schoß, die dem Kinde als seine Nähr- und Pflegemutter ihren besonderen Schutz angedeihen lassen sollte. Im übrigen änderten diese Vatergefühle nichts an und in ihm; er fand später eine besonders erfreuliche Bestätigung der Echtheit der Abstammung seiner Tochter darin, daß diese, sobald sie sich selbständig rühren konnte, mit ihren Nägeln auf die Augen ihrer Spielgefährten losging, — ein sicheres Zeichen dafür, daß er auch in dem Kind das Abbild dessen schätzte und liebte, was ihm selbst den Verlust seines Ich ersetzen sollte.

Jesuitismus und Psychoanalyse

Kritische Bemerkungen zum Aufsätze René Fülöp-Millers

Von

Julius Epstein

Selten dürfte das Wesen der Psychoanalyse mehr verkannt worden sein, als in der Arbeit Fülöp-Millers über „Jesuitismus und Psychoanalyse“, die einen Abschnitt aus seinem Buch „Macht und Geheimnis der Jesuiten“ darstellt und die vor kurzem in dieser Zeitschrift (II. Jg., Heft 1) abgedruckt wurde. Diese Arbeit ist um so bedenklicher, als sie bereits nach dem Erscheinen von Freuds Schrift über „Die Zukunft einer Illusion“ geschrieben und veröffentlicht wurde. Es sei gestattet, einige kurze Bemerkungen zu mehreren Behauptungen Fülöps zu machen.

Da ist zunächst diese Behauptung des Jesuitenforschers von Interesse: „Gerade in der jüngsten Gegenwart ist die Wissenschaft auf diesem Wege noch weiter vorgeschritten: jetzt erscheint es schon problematisch, ob es überhaupt eine ‚Ethik‘ gebe, ob wir berechtigt seien, von ‚Werten‘ zu sprechen, und inwieweit eine solche ‚Bewertung‘ einen Sinn habe. Indem solcherart alles fragwürdig, relativ und hypothetisch geworden ist, gerät die Wissenschaft in einen immer schrofferen Gegensatz zu der Annahme einer verstandesmäßig erkennbaren absoluten, realen Wahrheit.“ Gerade das Gegenteil ist der Fall. Bemühen wir uns, die verzerrte Perspektive Fülöps zu korrigieren. Er spricht von der Tendenz der modernen Wissenschaft, alle „Wertung“ zu relativisieren und schließlich ganz aus dem Bereich der Forschung auszuschließen. Bis hierher ist alles in bester Ordnung. Aber

jetzt kommt ein gigantischer Luftsprung. Das ist nämlich die Schlußfolgerung, daß durch die Relativisierung der „Werte“ die erkenntnistmäßige Setzung von Kausalzusammenhängen und Tatbeständen erschwert, ja geradezu unmöglich gemacht worden sei! In Wirklichkeit ist selbstverständlich das Verhältnis der „Werte“ destruierenden Tendenzen der modernen Wissenschaft zu der Gültigkeit ihrer Befunde ein umgekehrtes, nämlich eine direkte Proportion. Je skeptischer und destruierender die Wissenschaft den irrationalen Plunder, das was Thomas Mann die „antirationale wissenschaftliche Gesamtbewegung von heute“ nennt, über Bord wirft, also in erster Linie jede noch so geringe Rücksichtnahme auf religiöse Vor- und Falschurteile, desto heller leuchtet das Licht ihrer Erkenntnis. In Bezug auf Religion beginnt unser Wissen gerade in dem Augenblick, da einzelne Menschen, „Ketzer“ die religiösen Dogmen und Glaubenstatsachen kritisch, d. h. ungläubig zu betrachten begannen. In demselben Maße, als die exakte Naturwissenschaft und die kritizistische Philosophie Fortschritte machten, offenbarte sich die Unwahrheit religiöser Verheißungen und deren menschlich-allzumenschlicher Ursprung. In Abwandlung eines berühmten Wortes Lenins gilt der Satz: „Die Religion — die Kinderkrankheit der Menschheit!“

Fülöp-Miller wendet sich nunmehr der Psychoanalyse im Speziellen zu. Er schreibt buchstäblich den Satz nieder: „Die bedeutsamste wissenschaftliche Unterstützung ist diesem modernen ‚Irrationalismus‘ jedoch durch die Psychoanalyse zuteil geworden, denn was die philosophischen Systeme aller Richtungen aus spekulativen Betrachtungen abgeleitet hatten, wurde nun durch diese neue Wissenschaft mit empirischem Beweismaterial belegt.“ In einer Zeitschrift, deren Leser größtenteils psychoanalytisch gebildet sind, genügt beinahe die Zitierung dieses Satzes, um ihn damit auch schon fast widerlegt zu haben. Wo leistete jemals die Psychoanalyse jenem gräßlichen Irrationalismus Vorschub, dessen Vernichtung ihr grandioses Werk bedeutet? Das Wesen psychoanalytischer Methodologie besteht gerade darin, daß sie dauernd demonstriert, daß nichts „irrational“ sein kann, daß selbst die dunkelsten, „dämonischsten“ Triebe und Manifestationen der Irren logisch, in ihrem Wesen subjektiv berechtigt und durchaus nicht rätselhaft sind. Was für uns heute noch im Verborgenen liegt, ist noch nicht rational erfaßt, keineswegs irrational! Selbstverständlich gibt es Kategorien, die für den Menschen noch in tiefstem Dunkel liegen, zu deren Logik ihm heute noch der Schlüssel fehlt. Gibt sich der Mensch aber deshalb vor einer versperrten Türe, deren Schlüssel er nicht zur Hand hat, dem kindlichen Glauben hin, die Türe sei überhaupt nicht aufsperrbar, so beweist er hiermit nur, daß er nichts von der Existenz der edlen Schlosserei weiß. Was umso betrüblicher ist, als gerade der Schlüssel zum Abteil Religion fertig ist und in der Lade daneben liegt. Man kann übrigens der Meinung sein, die psychoanalytische Theorie habe mit ihrer Auffassung von der Illusion der Religion und ihrer Zukunft unrecht. (Es braucht nicht betont zu werden, daß der

Verfasser dieser kritischen Bemerkungen keineswegs dieser Ansicht ist.) Die Ansicht Fülöp-Millers von der Unterstützung irrationalistischer Tendenzen durch die Psychoanalyse bedeutet aber, daß der Schüler nicht aufmerksam war und daher den Jahrgang wiederholen muß. Wäre er aufmerksam gewesen, hätte er unmöglich überhören können, daß der Lehrer ausdrücklich gesagt hat: „Wer sich einmal dazu gebracht hat, alle die Absurditäten, die die religiösen Lehren ihm zutragen, ohne Kritik hinzunehmen, und selbst die Widersprüche zwischen ihnen zu übersehen, dessen Denkschwäche braucht uns nicht arg zu verwundern. Nun haben wir aber kein anderes Mittel zur Beherrschung unserer Triebhaftigkeit als unsere Intelligenz. Wie kann man von Personen, die unter der Herrschaft von Denkverböten stehen, erwarten, daß sie das psychologische Ideal, den Primat der Intelligenz erreichen werden?“ Und wenige Seiten später heißt es von der wissenschaftlichen Arbeit: „Sie hat viele offene und noch mehr verkappte Feinde unter denen, die ihr nicht verzeihen können, daß sie den religiösen Glauben entkräftet hat und ihn zu stürzen droht. Man wirft ihr vor, wie wenig sie uns gelehrt und wie unvergleichlich mehr sie im Dunkel gelassen hat. Aber dabei vergißt man, wie jung sie ist, wie beschwerlich ihre Anfänge waren und wie verschwindend klein der Zeitraum, seitdem der menschliche Intellekt für ihre Aufgaben erstarkt ist.“ (Freud: „Die Zukunft einer Illusion.“) Man sollte meinen, daß jeder unvoreingenommene Leser dieser Sätze Freuds — die eine ganz eindeutige Stellung der Psychoanalyse zur Religion darstellen — auch über das Verhältnis dieser Wissenschaft zum Jesuitismus im klaren ist. Der Autor von „Macht und Geheimnis der Jesuiten“ scheint aber auch hier jesuitischen Vernebelungskünsten zum Opfer gefallen zu sein. Wie anders könnte er von den „Verständigungsbemühungen der Jesuiten mit der Theorie Freuds“ sprechen, ohne sofort deren Hoffnungslosigkeit und Lächerlichkeit festzustellen? Es bedeutet abermals eine Verkennung der Rolle der Psychoanalyse in der modernen Ideengeschichte, wenn man meint, daß sich ihre Methoden „mit Maß angewandt“ als Hilfsmittel kirchlicher Seelenhirte mißbrauchen lassen. Die psychoanalytische Forschungsmethode, angewandt auf das Gebiet der Religion, führt eben, rücksichtslos, wie diese Methode einmal ist, direkt zum Atheismus. Nur das Nichtverstehen ihrer dynamischen Tendenzen ermöglicht den Gedanken, man könne sie zum Braverhalten „im Glauben“ verwenden. Daß gescheite Jesuiten, die diesen Zusammenhang wohl wenigstens ahnen dürften, diesen verzweifelten Versuch unternehmen, kann einen nicht wundern. Daß aber ein sich objektiv dünkender Autor sich diesem aussichtslosen Versuch apologetisch zur Verfügung stellt, beweist, wie sehr er dem Verständnis des wahren Wesens der Analyse entfernt und wie nahe er dem mystischen Zauber jesuitischer Ideologie steht.

Der letzte Absatz der Fülöp-Millerschen Arbeit scheint mir des Rätsels Lösung zu bergen. Der Autor schreibt da — ohne ein einziges Wort der kritischen Vernichtung des zitierten jesuitischen Nonsens hinzuzufügen — den

Satz nieder: „Der Priester wird immer ein Wort sprechen können“, schreibt Pichlmayer, „das kein Psychotherapeut in den Mund nehmen darf, ein Wort, das zu allen Zeiten ungeheuer befreiend wirken wird: Ego te absolvo! Ich spreche dich los von deinen Sünden!“ Freilich wird sich ein analytisch gebildeter Therapeut hüten, dies Wort zu gebrauchen. Nicht weil er nicht darf, sondern weil der Sinn der analytisch bewirkten Heilung darin besteht, daß der Leidende die Genese seiner „Sünden“ selbst erkennt und sich schließlich selbst „losspricht“. Die Heilung ist die Vollendung der „Erziehung zur Realität“. Der mit der Realität versöhnte Erdenbürger braucht keinen Gott, noch viel weniger einen Papst oder einen Beichtvater. Daran glaubt der Mensch nur insoweit, als er die Realität nicht erkennt, sich mit ihr nicht versöhnen kann. Also der Mensch auf dem erkenntnisarmen Geistesniveau des Gläubigen. Auf diesem Niveau sich zu bewegen, zieht offenbar auch der Autor von „Macht und Geheimnis der Jesuiten“ vor. Wie wäre es sonst möglich, daß er seinen großen Band über diesen Gegenstand mit den Worten beendet: „Dem Katholizismus vergangener Jahrhunderte ist der Vorwurf der Intoleranz gemacht worden, weil er allein seine Vorstellungswelt und Terminologie als die einzig wahre anerkennen wollte und sich geweigert hat, der naturwissenschaftlichen Betrachtungs- und Ausdrucksweise die Gleichberechtigung einzuräumen; nicht minder aber würde die wissenschaftliche Weltanschauung unserer Tage den Vorwurf eines tadelnswerten Dogmatismus auf sich laden, wenn sie ungedenken ihrer großen kritizistischen und relativistischen Erkenntnisse, es ablehnen wollte, auch den Weg der Religion als eine vollauf berechtigte Form des menschlichen Strebens nach Wahrheit gelten zu lassen.“

Das gleichfalls letzte Wort von Freuds „Zukunft einer Illusion“ gibt darauf die richtige Antwort: „Nein, unsere Wissenschaft ist keine Illusion. Eine Illusion aber wäre es zu glauben, daß wir anderswoher bekommen könnten, was sie uns nicht geben kann.“

Der Psychoanalytiker als Jesuit wider Willen

Zu dem Kapitel „Jesuitismus und Psychoanalyse“, das wir in diesjährigen Januar-Februar-Heft aus Fülöp-Millers Buche „Macht und Geheimnis der Jesuiten“ abdruckten, erhalten wir auch eine Zuschrift vom bekannten Berliner Psychoanalytiker Dr. Carl Müller-Braunschweig. Müller-Braunschweig macht uns darauf aufmerksam, daß die von Fülöp-Miller („Die psychoanalytische Bewegung“ II, S. 58) zitierten Sätze, die

darüber handeln, daß die Kenntnis der psychoanalytischen Funde für den priesterlichen Seelsorger unentbehrlich ist (der ganze mit Anführungszeichen umgrenzte Passus von „Es unterliegt wohl keinem Zweifel...“ bis „...jene ersteren Sinn haben würden“), ein wörtliches Zitat aus dem Buche von Müller-Braunschweig über „Das Verhältnis der Psychoanalyse zur Ethik, Religion und Seelsorge“ (Schwerin 1927, S. 63) darstellen. Auch die von Fülöp-Miller erörterte „unendliche Erweiterung der Verantwortlichkeit“ bei den Fehlleistungen wird in der Schrift von Müller-Braunschweig (S. 55—57) behandelt. Der Name Müller-Braunschweigs wird von Fülöp-Miller anlässlich des Zitates nicht genannt. Es heißt ganz einfach bei Fülöp-Miller, — nachdem er davon spricht, daß die Jesuitenpatres sich aus der Psychoanalyse das ihnen Passende herausklauben, — „einer dieser psychoanalytischen Ordensfachleute“ schreibe so und so. Es ist bekannt, daß die Jesuiten keine Bedenken haben, sich das für ihre Zwecke Notwendige von wo immer herzuholen, wo es sich gerade bietet (die leichte Hand ihres Apoleten Fülöp-Miller bei der Beschaffung seiner Informationen erinnert auch an diese Freinehmigkeit) und es spricht nur deutlich für die von Fülöp-Miller so gepriesene Anpassungsfähigkeit und liberale Duldsamkeit der Jesuiten, daß sie den Psychoanalytiker und Protestanten Müller-Braunschweig in ihren Orden aufgenommen haben; ordnungshalber muß aber festgestellt werden, daß Müller-Braunschweig von dieser ihm widerfahrenen Ehrung erst aus der „Psychoanalytischen Bewegung“ erfuhr und nur zufälligerweise, indem er sich selbst als den Verfasser jener zitierten Sätze agnoszierte. Es gehört offenbar zum „Geheimnis der Jesuiten“, solche ganz geheime Ordensbrüder zu haben.

Echtheit und Sorgfalt des Quellenstudiums stehen nicht immer im Verhältnis zum Umfang des Literaturverzeichnisses. Fülöp-Miller hat zwar für sein Jesuitenbuch weite Reisen nach Spanien unternommen, dabei aber viel kürzere und einfachere (allerdings weniger unterhaltsame) Exkursionen in die von ihm herangezogenen Schriften unterlassen. Die Sätze des angeblichen Jesuiten Müller-Braunschweig zitiert Fülöp-Miller offenbar aus zweiter, wenn nicht aus dritter, vierter Hand, denn das mit mehr als Tausend Titeln aufwartende Literaturverzeichnis kennt die Schrift Müller-Braunschweigs, aus der jene Sätze stammen und überhaupt diesen Autor gar nicht. Und wenn jemand — bei Fülöp-Miller lesend, daß „die Patres Pichlmayer und Willwoll sich bemühen, eine Verständigung mit der Theorie Freuds herbeizuführen“ — im Literaturverzeichnis suchen sollte, wie die betreffenden Schriften dieser Patres heißen, so wird er auch nichts finden. Pichlmayer und Willwoll kommen gar nicht vor und wo und wann sie sich um die Psychoanalyse bemühten, bleibt ein Geheimnis. Aber wenn jemand das ganze „Geheimnis der Jesuiten“ gelüftet hat, muß man ihm schon konzedieren, eine ganze Serie neuer kleiner Geheimnisse in die Welt gesetzt zu haben.

A. J. St.

Die Gemeinschaft mit sich selber

Über narzisstische Charaktere, Neurosen und Psychosen

Von

Karl Landauer

Aus einem im Winter 1929/30 im Frankfurter Psychoanalytischen Institut gehaltenen Vortragszyklus: "Störungen des Gemeinschaftslebens".

Wir kennen den Menschen nur als Gemeinschaftswesen. Von allem Anfang an lebt er in Symbiose. Noch erlebt er sie nicht. Dies allein wäre Objekt psychologischer Forschung. Bei dem Schmarotzerdasein des Embryos im Mutterleib aber, in dem für gewöhnlich Reizstille herrscht, haben wir keinen Anhalt, von einem Subjekt-Objekt-Bewußtsein, einem Erleben zu sprechen. Erst die Geburt läßt diese Präexistenz zur Existenz werden — Existenz kommt von *existere* = aus sich herausstellen —; erst dann gibt es Reiz, Reizaufnahme, Reizerlebnis, Reizantwort: die Ichtriebe streben nach Wiederherstellung der Reizstille.

Die erste Zeit nach der Geburt bleibt die Gemeinschaft zwischen Mutter und Kind Mittelpunkt des menschlichen Daseins. Nach wie vor ist das Kind auf die Mutter angewiesen, daß sie ihm die Reizstille ermögliche. Aber die Sinnesorgane, unter ihnen vor allem die Muskeln, beginnen gemäß ihren ererbten, in ihrem Bau fixierten Funktionen zu arbeiten. Und mit dieser triebhaft lustvollen Betätigung gewinnt das Kind selber mehr und mehr die Macht über die Reizwelt, in erster Linie über die unmittelbare, den eigenen Körper. Es beginnt sich auf die Symbiose mit dem Körperich einzurichten. Zur Beherrschung der Reizwelt aber dienen vor allem die Niederschläge der früheren Erlebnisse. Diese Erinnerungen werden gleichfalls als Ich erlebt, mit dem das Subjekt eine Lebensgemeinschaft zu bilden genötigt ist (Zeit des primären Narzißmus).

Auf diese Weise lockert sich ganz allmählich die Lebensgemeinschaft Mutter-Kind, und neue mit anderen Objekten der Außenwelt greifen Platz. Auch der Vater tritt als Liebesobjekt in das Leben des Kindes ein. Die Stellung des Kindes zur Mutter sowohl wie zum Vater aber ist nicht einheitlich; vielmehr sind die Eltern als Träger der Erziehung-Entziehung immer häufiger gezwungen, dem Kinde Lust zu versagen, ja direkt Unlust zuzufügen. So entsteht neben der geliebten Mutter die böse Mutter, neben dem geliebten Vater der böse Vater. Zunächst allerdings sind die vier Erlebnis-

ketten noch nicht zu einer Einheit zusammengefaßt, da das einheitliche Ichbewußtsein, das Identitätsbewußtsein des erlebenden Subjekts, nicht erstarkt ist. Vielmehr sind es vier Subjekte, die sich in vier Erlebnisketten an vier Objekten erleben. Erst um das 4.—5. Lebensjahr herum ist die Vereinheitlichung des Ichs soweit fortgeschritten, daß man von den vier Beziehungen als einem einheitlichen Komplex sprechen kann, dem Ödipuskomplex, in dem die vier Beziehungen in eine Abhängigkeit untereinander gebracht sind: Der Vater wird gehaßt, weil die Mutter geliebt wird, und umgekehrt. Dieser innere Widerspruch des Ödipuskomplexes trägt in sich den Keim des Todes. Treten nun gar spezielle Konflikte auf, so zerbricht er, der aus der Konsolidierung des Ichs erwuchs. Die typische Veranlassung dieses Zerbrechens ist die Kastrationsdrohung, die Kränkung des Ichs durch Bedrohung mit Versehrung der Körperlichkeit, speziell des Penis.

Bei einem solchen Ereignis entsteht mannigfaltige Gefahr: das lustspendende Körper-Ich könnte verloren gehen. Man könnte den Verlust dadurch ausgleichen, daß man die Liebe von ihm abzöge. Man könnte den Körper verachten, ja hassen, weil man den geliebten Bedroher nicht verachten, nicht hassen kann und darf: sonst würde man böse, ungeliebt. Diese Einstellung ist der Anstoß zur Bildung von Religionsgemeinschaften, die das Fleisch abtöten, um sich in Liebe mit Gott und den Mitbrüdern geborgen, unsträflich zu finden. Man könnte nur mehr in der Welt der Körperlosigkeit leben, sei es in Gedanken, sei es in der Phantasie, in der Welt, die dem eigenen Ich entstammt, in einer narzißtischen Welt also. Denker und Dichter, aber auch Zwangsneurotiker und Halluzinierende wählen diesen Weg. Glücklicherweise allerdings ist der Abzug der Liebe vom Körper-Ich gewöhnlich nicht vollständig. Meist wird nur das Ganze der Körperlichkeit ausgeschaltet. Umso wichtigere Lustspender werden wieder, wie in frühester Kindheit, die einzelnen Organe, namentlich die Anfangs- und Endpunkte des Verdauungskanals. Eine auffallend geringe Rolle als Lustquelle bei diesen Autoerotismen spielen die in der Realanpassung so wichtigen Sinnes- und Bewegungsorgane. Ihre Funktion wird weitgehend aus dem Ichidentitätsbewußtsein ausgeschaltet und „subalternen“ Ichen überlassen, automatisiert, gerade weil ihre Leistungen das Ichgefühl in erster Linie schufen, weil sie das Ich „sich fühlen“ ließen.

Aber man könnte auch den Droher hassen und auf seine Vernichtung hinarbeiten und so die Gefahr für das Ich abwehren — wenn der Gehaßte nicht auch geliebt, ja zum Leben notwendig wäre. Doch es gab eine Zeit, — sie liegt noch nicht weit zurück, — da der Gehaßte (ich nehme schematisch im folgenden den Knaben und den Vater als Beispiel) noch nicht eins mit dem Geliebten, der böse Vater ein anderer als der gute war; als das Ich-

identitätsbewußtsein noch nicht war, als noch kein einheitliches Ich da war. Wenn man auf diese Stufe zurückginge? Gänzlich darauf zurückgehen, wenigstens auf die Dauer, geht nicht. Dann ist man nicht lebensfähig, kann Gefahren nicht als altbekannte erkennen und abwehren. Aber teilweise geht es, wenn die Erlebniskette: böser Vater, Enttäuschung am geliebten Vater sich aus dem Ichidentitätsbewußtsein ausschaltet.

Und diese Lösung des Dilemmas, wenigstens ihr Versuch, ist die Regel. Aus Angst vor der Gefahr würgt das Kind die Enttäuschung hinunter in die Tiefe des nun entstehenden Unbewußten, d. i. bewußtseinsunfähigen Verdrängten. Dadurch kommt der komplexe Psychismus der Identifikation mit dem geliebten Bedroher in Gang, das Sich-zu-eigen-machen, das Sich-an-die-Stelle-setzen. Ein Bild aus der Physik: kinetische Energie, die bisher als Arbeit in Erscheinung trat, wird in potentielle Energie, lebendige Kraft zurückverwandelt.

Doch verlassen wir die Theorie! Sehen wir uns lieber die Lösung des Odiuskomplexes an dem Fall eines Gesunden an. (Ich bringe aus Gründen der Diskretion nur Bruchstücke von Analysen, die stets Jahre zurückliegen und in Einzelheiten, Namen, Orten usw., zum mindesten aber dadurch entstellt sind, daß ich eben nur Bruchstücke bringe.)

Eines Tages sucht mich ein hoher Richter auf, der Psychoanalyse genauer zu studieren wünschte. Er fühlt sich durchaus gesund, ist vor allem in bezug auf seine Arbeitskraft voll auf der Höhe. Er hat auch allen Grund, mit sich und seinen Erfolgen zufrieden zu sein; hat er es doch in noch jugendlichen Jahren zum höchsten Richter seiner Stadt gebracht und füllt seinen Platz zu allgemeiner Zufriedenheit aus. Zahlreiche Ehrenstellen beweisen ihm die allgemeine Anerkennung. Dabei ist ihm der Aufstieg wahrlich nicht leicht gemacht worden. Er stammt aus einem kleinen Dorfe, wo sein Vater einen kleinen Kramladen hatte. Da der Junge durch Gescheitheit auffiel, immer gute Noten hatte und niemals böse Streiche machte, nahm sich der Pfarrer des Ortes seiner an und sorgte dafür, daß er auf ein Lehrerseminar kam. Auch hier war er immer ein Musterkind. Bald erhielt er eine Stelle als Dorfschullehrer eines kleinen Nestes. Dort arbeitete er in seiner ganzen freien Zeit an seiner Weiterbildung und sparte jeden überflüssigen Pfennig, so daß er nach wenigen Jahren das Abitur nachholen und die Universität beziehen konnte. Dort hielt er sich mit Stundengeben über Wasser. Nach Bestehen aller Examina — natürlich machte er den Doktor — ging er in die Richterlaufbahn. Aber auch jetzt noch arbeitet er ständig an seiner Weiterbildung. Alles Neue zieht ihn mächtig an. Man kann ihn einen Philister des Modernen nennen. So kam er auch zur Analyse.

Er wünschte sich zu informatorischen Zwecken einer kurzen Lehranalyse zu unterwerfen. Diese ging nicht in die letzten Tiefen, da kein Krankheitsdruck auf ihm lastete, sein Ich nicht durch die narzißtische Kränkung einer Unzulänglichkeit gelockert war. Auch sein Sexualeben sei ganz in Ordnung, meint er. Seit 15 Jahren ist er mit der Tochter eines früheren Vorgesetzten verheiratet. Es sei keine reine Vernunftehe gewesen. Das Mädchen sei ihm von Anfang an sympathisch gewesen. Die Ehe ist gut. Er hat zwei Kinder. Seine Frau führt zu seiner Zufriedenheit die Wirtschaft, sorgt für Ordnung im Hause und für Ruhe, wenn er arbeitet. Sie ist sparsam. Es gab, abgesehen von der Inflation, nie irgendwelche Geldsorgen. Er kann für seine Ausbildung immer Geld bereitstellen. Und die Weiterbildung kostet viel Geld. Jedes Jahr besucht er Kurse in fremden Städten, geht auf Kongresse und hat jetzt für die Analyse und den Aufenthalt außerhalb seines Wohnortes eine ausreichende Summe reserviert. Denn da sei das Geld gut angewandt. Wie man sinnlos Geld ausgeben, überhaupt etwas Sinnloses tun könne, sei ihm unverständlich. So entbehrte (und hatte von jeher entbehrt) das Verhältnis zu seiner Frau jeglichen spielerischen Beiklangs, jeglichen zwecklos Lustvollen. Zwar Geschlechtsverkehr mußte sein. Das ist eheliche Pflicht, so wie es auch Pflicht ist, um sich gesund zu erhalten. Deshalb wäre es höchst unvernünftig, prüde zu sein. Man muß über alles sachlich reden können. Und so, wie er über diesen Punkt dachte, war er überhaupt. Man konnte, trotz der intellektuellen Freude an seinen Reden, trotz der Achtung, die er einem abzwang, nicht warm werden. Er war im Grunde genußunfähig, unlustig in seinen Beziehungen, nicht nur sexuell frigid, ein Symptom, das bei Männern mindestens ebenso häufig wie bei Frauen ist. Das ist durchaus nicht gleichbedeutend mit Impotenz, ja oft mit großer Potenz verschwistert. Im Verlauf der Analyse nannte er sich deshalb einmal „verholzt“.

Diese Eigentümlichkeit führte uns in die früheste Jugend zurück bis vor die Schulzeit, wo er bereits jener Musterknabe gewesen war, der die Liebe des Pfarrers auf sich gezogen hatte, und der er im Grund als Musterbeamter und Mustergatte auch jetzt noch war. Allerdings von frühester Kindheit weiß er durch die Erzählung seiner Mutter, daß er ein sehr lustiges, ja wildes Kind gewesen sei, kaum zu bändigen. Er hing als Nesthäkchen außerordentlich an der Mutter und hielt sich fast den ganzen Tag bei ihr in der Küche auf. Es war nicht möglich, sämtliche traumatischen Erlebnisse der Zeit um das 4. bis 5. Jahr aufzudecken, die zu der Charakterveränderung geführt hatten, und noch weniger kann ich sie hier schildern. Eine vollständige Analyse war auch nicht unser Ziel; wesensändernde Therapie wurde nicht angestrebt. Verdankte er doch seinem Charakter seine äußeren Erfolge; trotz-

dem brachte bereits die teilweise Aufdeckung jener jetzt mitzuteilenden Vorgänge eine merkwürdige Wirkung hervor: er wurde genußfähiger, namentlich in sexueller Beziehung. Und dies fand einen offenkundigen Ausdruck darin, daß er nach Aussage seiner Bekannten um 10 Jahre jünger aussah als vor der Analyse.

Er erinnert sich vor allem an zahlreiche Erziehungsmaßnahmen seiner Mutter, die sehr auf Sauberkeit und Pünktlichkeit aus war. Sein Vater war still, von oben herab. Seine Gemessenheit imponierte ihm gewaltig. Allerdings einmal verlor der Vater, der im allgemeinen nicht schlug, völlig die Beherrschung. Er erinnert sich an eine furchtbare Szene in einer Nacht. Es muß um sein 5. Jahr herum gewesen sein, da er im Kinderbett im elterlichen Schlafzimmer schlief; kurz nach dem 5. Geburtstag aber siedelte er in ein anderes Zimmer und Bett über, da um jene Zeit sein Bruder in die Lehre nach auswärts kam. Er weiß nur noch, daß er mit furchtbarer Angst aufgewacht war und schrie, und daß der Vater aus der Richtung, wo das Bett der Mutter stand, im Hemd auf ihn losstürzte und ihn furchtbar verschlug. Es handelt sich um eine Deckerinnerung, denn in die Szene hatte er sich bei späterer Überarbeitung selbst hineinretuschiert: Er sieht sich in seinem Bett am Kopfende sitzen, er weiß oder fühlt sich nicht sitzend. Nach der ganzen Situation und nach allen Erfahrungen aus anderen bis in die Details geklärten Analysen dürfen wir annehmen, daß sich die Szene wie folgt abgespielt: das Kind erwacht von den Geräuschen des elterlichen Koitus. Neugier gilt den Vorgängen im Bett der Mutter. Der Knabe echot die keuchende Atmung. Die Erinnerung an die Erlebnisse der Vorfahren, die in jedem Menschen schlummern, werden dadurch mobilisiert: eine starke Erregung setzt ein, zu groß für das kleine Gefäß des kindlichen Organismus. Die Reizüberfülle bedeutet eine Gefahr, auf die, wie auf Gefahr überhaupt, mit Angst reagiert wird. Eine Gefahr scheint von außen zu drohen. Ist sie doch ein Vorgang in der Körperlichkeit, dem Organ der Vermittlung zur Außenwelt. Sie scheint vom Vater auszugehen, und sie wird durch das Schreien, das den zur Angst führenden Vorgang zu kupieren unternimmt, realisiert, zur tatsächlichen Gefährdung durch den Vater gemacht. Unter Beschimpfungen schlägt der ihn. Und die Mutter eilt nicht zu Hilfe. Sie ist also auf Seiten des Vaters. Sie gehört zum Vater. Die geliebte Mutter hat ihn um des bösen Vaters willen verraten. Der sonst Bewunderte bedroht ihn. Die Welt ist schlecht. Das Kind kapselt sich, angewidert von ihr, ab, weil es keine Liebe gibt. Auch den Körper haßt er und wirft ihn weg. Er will keinen Mittler, weil er keine Außenwelt will. Er zieht sich auf sein geistiges Ich, sein Denken zurück. Das gibt ihm die Waffen, den Men-

schen fremd, ihren Anforderungen zu genügen, ja sogar sie sich gefügig zu machen. Denn er braucht die Menschen. Er kann nicht ohne sie leben. Nur hat es keinen Sinn, sie liebend zu erleben. Liebevolle Hingabe an sie als Selbstzweck ist sinnlos, ja sinnwidrig. Man muß wie der Vater sein, kühl, in sich zurückgezogen, immer bedächtig.

So nimmt er das Wesen des gefürchteten und doch bewunderten Vaters in sich auf, macht sich dessen Sein zu eigen. Ein Teil des Ichs ist nunmehr der Vater. Das Individuum trägt ihn mit sich in unlösbarer Gemeinschaft herum. Und der Vater in ihm — wir nennen diesen Teil der Persönlichkeit das „Über-Ich“ — schaltet mit ihm, wie es eben der Vater mit dem Kinde tut: er befiehlt und verbietet, er straft, ermahnt und lobt. Er schlägt und streichelt das Kind, nach eben jenen unerforschlichen Gesetzen, die das Kind in den Vater hineinsah. Ja noch mehr: wie sich das Kind verhalten hätte, wenn es Vater gewesen wäre und es als Kind gewagt hätte, so böse gegen ihn zu sein. (Das ist, wie man weiß, noch viel härter als ein Erwachsener ausbrüten könnte: Kinder sind noch ungehemmt grausam.) Die Forderungen aber, die dieses Über-Ich stellt, werden sehr leicht unabänderlich. Denn aus Haß ist das Über-Ich geboren; noch im Sohne ist der verbietende, befehlende Vater gehaßt, sein Verhalten hassenswert. Aber doch auch bewundert wie der leibhaftige Vater es war. Deshalb wird das Über-Ich (teilweise) verdrängt, und immer wieder erneuert sich der Prozeß der Aussonderung aus dem Ichbewußtsein. Das Verdrängte zieht immer neues Material an sich, das damit unbewußt, unkorrigierbar und verewigt wird. Neue Autoritätspersonen schichteten sich und ihre Forderungen darüber, das Über-Ich verwirklichend: die Gesellschaft, die Kirche und all die andere reale Außenwelt und Innenwelt gewordene Außenwelt.

Daß ständig sich steigernde, oft sich auch widersprechende Forderungen Konflikte mit der Triebwelt erzeugen, die das Ich im Dienste des Über-Ichs verbannt und damit angestaut hat, kann fast weniger wundernehmen, als daß es trotzdem noch so viele relativ genuß- und leistungsfähige Menschen gibt. Umsomehr Anlaß haben wir, uns anzusehen, wie in einem solchen Fall die Bilanz gehalten wird: Unser Richter hatte ein zwar strenges, aber doch leicht zu befriedigendes Über-Ich, wie er den Vater gesehen hatte. Auch der Pfarrer, der bald darauf eine große Rolle in seinem Leben spielte, war gütig. Seine Lehrer, seine Vorgesetzten waren mit ihm zufrieden, da sie seinen Eifer und seine kühle Intelligenz sahen. Und so war er im Einklang mit seinem Über-Ich, wie wir es nennen: ein narzißtischer Charakter. Das, was er an Lust nicht gewann, vermißte er nicht. Er hatte reichlich Ersatz an der Ehre, die ihm sein Über-Ich und in dessen Verwirklichung

die Welt gab. Vielleicht wird er manchem nicht als „vital“ erscheinen, weil er nichts geheimnisvoll Geniales an sich hatte; denn er versetzte nicht durch zahlreiche, plötzlich aus dem Unbewußten hervorbrechende Impulse in Bewunderung und Angst, was so gar nicht geeignet, der Verkörperer unbestimmter Wünsche anderer zu sein. Er war ganz Contenance, zusammengehalten von einem starken Ich. Aber triebsschwach war er sicherlich nicht. Nur waren die Entäußerung der Triebe darauf abgelenkt, ihm und seiner Umwelt die Realität dienstbar zu machen: Gäbe es viele solcher Menschen, so wäre das Leben zwar langweiliger, aber angenehmer. Allerdings konnte man sich nicht absolut auf sein Ich verlassen. Denn selbst bei ihm gab es Durchbrüche des Unbewußten; wie bei jedem Menschen. Allerdings waren dies seltene und relativ periphere Vorkommnisse. Hier ein Beispiel:

Wir hatten in der Analyse einige Tage über Beziehungen des damals Zwanzigjährigen zu einer jungen Kollegin gesprochen, die mit ihm das Dorfschulhaus bewohnte. Als sie hinkam, schloß sie sich ihm an, und er, der gerne dozierte und dabei hoffte, seine Kenntnisse zu festigen, erbot sich, ihr französische Stunden zu geben. Aber bald wurde aus der ernsthaften und zweckmäßigen Unterhaltung ein lustvolles, zielloses Geplauder. Ja er glaubte sogar wahrzunehmen, daß das Mädchen in ihn verliebt sei und ihm Avancen mache. Da zog er sich brüsk zurück. Und er hatte ganz recht — meinte er. Denn es handelte sich um eine ganz gewöhnliche Person, die sich bald darauf mit einem Bauernburschen einließ, was üble Folgen zeitigte. Immerhin, auch unserem Analysanden schien es während der Erzählung, — er hatte ja in der Zwischenzeit viel „gelernt“, — daß er selbst wohl nicht ganz unschuldig an dem Schicksal des Mädchens sein könne, daß es vielleicht doch nicht so schlimm gewesen, sondern nur verführt von der Einsamkeit und der körperlichen Nähe eines jungen Menschen.

Kurz nach dem Bericht war er über Sonntag zu Hause. Er saß nach dem Abendessen im Wohnzimmer bei der Zeitung, als ihm einfiel, daß er einmal einen Brief des Mädchens erhalten hatte. Vielleicht könnte man aus der Schrift entnehmen, was es für ein Mensch war. Er beschloß, mir das Schreiben mitzubringen. Er legte die Zeitung weg, ging in sein Arbeitszimmer an den Schreibtisch, um es herauszusuchen, und — arbeitete noch lang in einem Buch, das auf dem Schreibtisch gelegen. Am Morgen beim Anziehen dachte er an einen Traum der letzten Nacht. Dabei fiel ihm auf einmal ein, daß er gestern abends ganz vergessen habe, den Brief herauszusuchen, und er tat es nun und steckte ihn zu sich.

Die Analysenstunde dieses Tages spielte sich etwa wie folgt ab: er erzählte mir das für ihn merkwürdige Vergessen seines Vorsatzes im Wohn-

zimmer, wobei er alle Vorbereitungen, das Zusammenlegen der Zeitung usw. sehr breit schilderte und völlig ratlos vor der Tatsache stand, wie das zugegangen sei, daß er vor dem Schreibtisch den Vorsatz vergessen. Er weiß jedes Detail bis zu dem Augenblick, wo er vor dem Schreibtisch stand, und dann wieder, daß er, im Buche lesend, auf dem Schreibtischstuhl saß. Dazwischen ist für ihn eine Lücke. Ihre Größe vermag er nicht annähernd zu schätzen. Er fühlt nur eben die Identitätslücke, die Lücke in seinem Bewußtsein, ja in seiner Existenz.

Plötzlich fiel ihm wieder der Traum ein, den er in der Nacht gehabt hatte (ich bringe nur seinen ersten Teil): *„Ich bin mit meinen Kindern auf der Sommerreise im Spiegelsaal von Schloß Linderhof; wir lachen, weil mein Sohn im Scherz sagt, ich hätte so furchtbar viele Kinder.“* Der Analysand bringt dazu den Einfall, daß er im letzten Sommer mit seinen Kindern eine sehr große und anstrengende Wanderung im bayrischen Gebirge unternahm, trotzdem er als Kind nie an körperliche Leistungen gewöhnt war. Er war dabei nicht wenig stolz auf seine Leistungsfähigkeit. Und dazu passe ja auch die Anspielung seines Sohnes auf seine sexuelle Potenz, auf die Möglichkeit vieler Kinder.

Und nun langt er in seine Tasche und reicht mir den Brief her. Drei-viertel der Analysenzeit war schon vorüber, als ihm die Übergabe des Briefes einfällt. Und er fällt ihm erst wieder ein, nachdem ihm der Traum in Erinnerung gekommen war. Während er mir den Brief gibt, beginnt er folgenden Nachtrag zu dem Erlebnis mit der Kollegin, der ihm jetzt erst in Erinnerung kommt: Das Mädchen hatte ihm gut gefallen. So waren bei ihm öfters sexuelle Wünsche aufgetaucht. Trotz seiner Grundsätze hätte er zu gerne einmal „die Liebe“ kennengelernt. Allerdings ging es nicht. Er konnte noch nicht heiraten. Er hatte ja sein Studium vor. Eines Tages aber, als er während des Lernens nahe bei dem Mädchen saß, habe er die Wärme, den Duft und die Erregung des Mädchenkörpers gespürt. Am liebsten hätte er mehr gemacht. Da habe er plötzlich gefühlt, daß sein Glied nicht steif sei. Scham vor dem Mädchen packte ihn. Er sprang auf. Und von diesem Augenblick an war er kalt und feindselig gegen das Mädchen. Jetzt verstehen wir auch den Traum als Tröstungstraum und können nachfühlen, warum es erst der Traum ermöglichte, dieses vergessene Stück seines Ichs sich wieder zu eigen zu machen: Er ist heute noch jung und liebeskräftig, könnte noch so viel Kinder haben, wie er will.

Ein harmloses Erlebnis, ein alltägliches Vergessen, wie Freud und seine Schüler viele beschrieben haben. Und doch uns wichtig, als Beispiel, wie manchmal eine Vorstellung, eine Erinnerung, die das Ich nicht wahrhaben wollte, es durchbrechen kann. Selbst dem Gesundesten, Geschlossensten droht

Gefahr und damit die Gefahr der Krankheit. Von hier, der ichpsychologischen Betrachtungsweise aus, verstehen wir auch die Bedeutung, die Breuer hypnoiden Zuständen hat beimessen wollen: wir finden oft solche Momente am Ursprung einer Krankheit, sei es (wie Federn es dargetan) in Form der Depersonalisation, der Ichentfremdung, sei es im Sinne einer Ohnmacht oft kürzester Dauer, wie ich es mehrfach sah, also eines Ichverlustes, auf jeden Fall: einer Störung des Ichbewußtseins, der Icheinheit. Diese wird sekundär — aus der Notwendigkeit des Lebens heraus — wieder durch Rationalisierungen sekundären Krankheitsgewinnes usw. geflickt. Das Vorquellen der Triebwelt aus dem lädierten Ich aber nennen wir Krankheit.

Ein Detail dieser Analyse führt uns vom gesunden narzisstischen Charakter zur schweren narzisstischen Psychose, zur Schizophrenie König Ludwigs II. von Bayern, des Schöpfers von Linderhof. Stellen wir uns den Kranken dort in seiner geheimnisvollen Existenz vor. Unaufhörlich geht er auf und ab in der Flucht der Prunkräume des ersten Stockes. Keine Menschenseele ist um ihn. Er ist allein mit sich und seinen Gedanken. Und diese Gedanken sind allmächtig. Aus dem stillen Gebirgswald hat er ein Zauberreich geschaffen, wo er als der allmächtige Sonnenkönig haust. Aus dem kleinen, armen Bayern hat er genau so viel Geld gestampft wie der Herrscher Frankreichs. Es ist vergoldeter Stuck. Sein Wunsch verleiht den Dingen Ewigkeit, sogar den flüchtigen Blumen. Auf dem Tisch steht eine Riesenschale der seltensten, nie welkenden Blüten; aus Meißner Porzellan. Wenn er speisen will: das „Tischlein deck dich“ fährt empor. Er braucht keine Menschen, um seine Notdurft zu stillen. Nur er ist da, sein Ich. Und das ist überall. In den vielen Spiegeln wandert es mit ihm unaufhörlich auf und ab. Und wenn er sich vor ihm verneigt, so beugen unzählige Sonnenkönige ihr Haupt vor ihm.

Wir kennen ein erschütterndes Dokument, das uns Aufschluß über die Entstehungsgeschichte der Krankheit gibt: zwei kostbar eingebundene Tagebuchbände.¹ Sie enthalten nur wenige Seiten, aber sie enthüllen uns einen furchtbaren Kampf, das vergebliche Ringen eines hochgespannten „königlichen“ Willens gegen die triebhafte, als Erniedrigung empfundene Onanie, die Lustbefriedigung aus seinem eigenen Körper, und gegen die Homosexualität, der Lust an Körpern, die sind wie der seine. Nur aus sich, aus seinesgleichen kann er Lust ziehen. Freilich, trotz seiner Schönheit, ist dieser Körper gering und verächtlich im Vergleich zu dem Herrn und Meister in ihm, dem göttlichen Sonnenkönig, mit den er oft Zwiesprache hält. Und wie

1) Herausgegeben von Ed. Grein, Schaan-Lichtenstein. Verlag Rupert Quaderer, 1925.

wenn ich noch fallen sollte Gott sei Dank,
es ist nicht mehr möglich denn es schützt mich
Gottes heiliger Wille, des Königs erhabenes
Wort! — nur psychische Liebe allein ist gestattet
die sinnliche dagegen verflucht. Ich rufe feier-
lich Anathema über sie aus: „Du nahst als
Gottgesandte, ich folg' aus holder Fern, so fährst
du in die Lande, wo ewig strahlt dein Stern —

Adoration à Dieu et la sainte
religion! Obéissance absolue au Roy
et à sa volonté sacrée.“

oder

„3 Februar Hände kein einziges Mal mehr hinab, bei schwerer Strafe!“

Er sendet sich Dekrete, wie :

„De Par le Roy.

Au nom du Roy Louis XIV et du Roy
Louis XV. Il est ordonné que dans la nuit
du quatorzième au quinzième octobre
1872 on s'ait touché pour la derniere fois aux-
chl-dans les noms de ces Roys si
puissants et augustes est la garan-
tie de la force pour vaincre a jamais
Donné à Hohenschwangau le 15 october
de l'an du grace 1872 de notre règne
le neuvième. —

Louis.“

„16. Okt. Todestag der Königin Marie Antoinette.

„Der Muth des Glaubens sei ihm neu gegeben.

Daß auch für ihn einst der Erlöser lebt!“ —

„Um Deiner Gnaden reichste Huld nur an-
zuflehen für Seine Schuld!“

Vivat Rex in aeternum

” ” ” ”
” ” ” ”

oder

„Au Roy

In diesem Briefe ist der Befehl und
hiemit auch die Notwendigkeit u.
Möglichkeit zu gänzlicher Enthalt-
samkeit, selbst des Küssens gegeben, ana-
thema in aeternum! Überwunden
mithin mit 32 Jahren u. nicht ganz
3 Wochen alt, letzter Unglücksfall,
entsetzlich nahes Streifen an gänzlichen Fall,

Nacht auf 13 Sept 77

Verflucht das Blenden der

Erscheinung, das in sich an unsere Sinne drängt. — Geschworen nie und nimmer, nimmer wieder, i. J. der Vollendung des Linderhofes u. i. J. vor Beginn des Chiemsee-Baues (Versailles!)“

Um die Triebwelt zu betäuben, will der gigantische Wille in ihm immer mehr, ist er immer mehr Louis XIV. Bis sich schließlich die Außenwelt gegen ihn auflehnt. Ein anderer wird zum Herrn und Meister über ihn gesetzt. Ein Arzt soll ihn bewachen. Da reißt er, der sich nicht der Gewalt des Gebietenden in sich erwehren konnte, die Verkörperung der äußeren Gewalt mit in die Stille, wo es keine Sünde gegen den König und Herrn in ihm gibt. Er kehrt zur Mutter, zum Nichtssein zurück.

Hier haben wir das Beispiel einer schweren narzißtischen Psychose vor uns, einer Lebensgemeinschaft eines Menschen mit sich selbst, die so eng ist, daß die Wirklichkeit der Außenwelt nicht mehr in sie eindringen kann. Er hält sie fern. Niemand darf ihn sehen. Er lebt nur nachts. Die Minister sprechen nur durch Türritzen hindurch. Die besonderen Umstände, daß diese Krankheit einen König eines halb absolutistischen Landes traf, ließen die Wünsche in groteskem Ausmaß Wirklichkeit werden. Ludwigs Wille war weitgehend allmächtig. Wenn ein gewöhnlich Sterblicher in dieser festen Gemeinschaft mit sich selbst lebt, so gewalttätig, daß er alle Außenwelt von sich stoßen muß, so verweigert sich diese Welt der Verwirklichung der Wünsche. Sie sind auf die nur psychische Realisierung angewiesen: Halluzinationen, magische Verkennungen, Doppelwertungen entstehen, so daß die Stallmagd zur Prinzessin, der Papierfetzen zum Tausendmarkschein wird.

Zwei Extreme der Lebensgemeinschaften: Triebwesen(Es)-Über-Ich-Ich haben wir bisher geschildert, das friedliche Zusammenarbeiten der drei Instanzen im gesunden narzißtischen Charakter und den psychotischen Fall, wo die unbezähmbar gewordene Triebwelt das Ich zwingt, eine unwirkliche Außenwelt aufzubauen, in denen Über-Ich und Es gleichermaßen sich austoben können. Dazwischen gibt es unendliche Varianten des Verhältnisses zwischen den drei Kräftegruppen im Menschen. Wertvolle, wo das Ich eines Künstlers die Wunscherfüllungen seiner Triebwelt auf die Leinwand in einer Form projiziert, die geeignet ist, der Traum vom Glücke Tausender zu sein; wo der Denker, mit Worten und Begriffen — Teilen des Ichs — spielend, der Menschheit ermöglicht, die Welt der Wirklichkeiten zu meistern und ihre ständige narzißtische Kränkung, der gefühllosen Ananke ausgeliefert zu sein, verringert. Glückliche Zustände: ekstatische, in denen die Liebe zum Ich überflutet auf die Umwelt, und verliebte, in denen sie auf einzelne Objekte überströmt, auf andere besser, schönere erscheinende Ich (Ichideale).

Die Unzahl leichter Störungen, wo die Liebe zur Außenwelt gestört ist und damit das Ich, das Mittel, mit ihr zu verkehren, so daß die Welt verändert erscheint, traurig, leer, fremd; schließlich die hypochondrischen Erkrankungen, wo die durch die Kastrationsdrohung bedrohte Liebe zum Körper-Ich zu drückenden Sorge wird. Da sind die Ängstlichen, deren Furcht vor der Kastration sich jede Minute verwirklicht in der Angst, um ihren Schlaf, um ihre Zeit, um ihr Geld, um ihr Ansehen gebracht zu werden; die Mißtrauischen, die ihr liebes Ich ständig verfolgt glauben; die Trotziges, die gegenüber den Bedrohungen der Außenwelt, die sie allüberall wittern, glauben, sich versteifen zu müssen, um sich so zu fühlen. Da ist die Längeweile, die die Sekunde zur Ewigkeit dehnt, welche das reale, oft unbewußte Liebesobjekt sich versagt, so daß die Liebes- und Haßantriebe nicht in einer Wirksamkeit untergebracht werden können, die das Ich sich lustvoll erleben läßt. Da ist die faselige Verblödung, — in allen Stufen vom anstaltsbedürftigen Schwerkranken bis zur Dame der Gesellschaft, — da das greifbare Ich und die Außenwelt der Dinge geflohen wird, und an ihre Stelle Worte treten, Worte, Worte, Worte.

In all diesen narzifistischen Störungen scheint zunächst keine Hilfe von außen möglich. Denn der Außenwelt des Helfers gegenüber verschließt sich — dem Wiederholungszwang folgend — der Kranke. Eine Übertragung lustvoller Objektbeziehung kommt nicht zustande. Sperrungen setzen ein, oft Verschlimmerungen, namentlich dann, wenn der Therapeut aktiv wird. Und doch sind wir oft nicht machtlos. Wenn wir uns ganz passiv verhalten, nur „da“ sind, erleben wir es manchmal, wie wir erst Teil des Menschen werden, und wie dann ganz allmählich diese Verkoppelung von Sinneseindrücken und Reaktionen sich vom Menschen löst, so wie ehemals aus dem Chaos kindlichen Erlebens sich die Welt der Wirklichkeit gebar.

Von manchen Seiten ist die Forderung aufgestellt worden, der Psychoanalyse eine Psychosynthese folgen zu lassen. Jetzt verstehen wir, warum Freud dies stets lächelnd abgewehrt hat: die Psychoanalyse erstrebt das Unbewußte, Verdrängte, das, was aus dem Zusammenhang mit dem an der Realität orientierten Ich gerissen ist, diesem Ich wieder zugänglich zu machen. Psychoanalyse ist bereits Psychosynthese, Wiederherstellung der notwendigen und lustvollen Symbiose von Außenwelt mit ihrer Repräsentanz in der Persönlichkeit (dem Ich), den Forderungen der gehaßten-geliebten Wirklichkeit, die wir uns zu eigen gemacht (dem Über-Ich) und den Notwendigkeiten des des leib-seelischen Lebensvorganges (dem Es).

Ein Fall von hysterischer Schicksalsneurose

Von

Helene Deutsch

Wir entnehmen die folgende Krankengeschichte dem soeben im Internationalen Psychoanalytischen Verlag in Wien erschienenen neuen Buche von Helene Deutsch: „Psychoanalyse der Neurosen“ (Elf Vorlesungen, gehalten am Lehrinstitut der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung; geheftet M. 7.—, Ganzleinen M. 9.—). Das Buch behandelt in der Einleitung die Rolle des aktuellen Konfliktes in der Neurosenbildung, im ersten Hauptteil die Hysterie (die häufigsten Typen der Konversionssymptome: Nachtangst, Bettnässen, Potenzstörungen, Lähmungen, Sprachstörung, Freßlust, Anfälle und Dämmerzustände), im zweiten Teil verschiedene Angstzustände der Phobie (u. a. Fälle von Katzenphobie, Platzangst usw.), in einem dritten Teil die Zwangsnervose (Zwangszereemoniell und Zwangshandlungen, Zwangsvorstellungen) und in einem Anhang die depressiven Zustände der Melancholie.

Eine 25jährige junge Dame macht die lange Reise aus ihrer überseeischen Heimat nach Wien, um fluchtartig das Milieu ihres aktuellen Konfliktes zu verlassen, und hier für die Erregung, in der sie sich befindet, Hilfe in einer psychoanalytischen Behandlung zu suchen. Auf der langen Reise legt sich die Erregung und in der Sprechstunde erscheint bereits ein ruhiges, zuversichtliches Mädchen, ohne die geringste Krankheitseinsicht und derzeit, wie sie meint, nicht mehr behandlungsbedürftig. Sie ist schön, gebildet und lebt daheim in glänzenden Verhältnissen. Knapp vor ihrer Abreise hatte sie einen mißlungenen Selbstmordversuch begangen; von dem Revolverschuß blieb ihr nur eine kaum sichtbare Narbe an der Schläfe zurück. Sie verübte die Tat in einem kleinen Hotel ihrer Vaterstadt unter Umständen, die in ihr selbst jetzt den Verdacht aufkommen lassen, daß es sich um ein Arrangement von zwanghaftem Gepräge gehandelt haben könnte. Das Motiv des Selbstmordes war ihr selbst nie ganz klar geworden. Allmählich beginnt sie, in diesem ersten Gespräch einzusehen, daß sich in ihrem Leben etwas Dunkles, scheinbar Krankhaftes abspiele, eine Einsicht, die sie überzeugt, daß sie doch eine analytische Behandlung notwendig habe.

Die Darstellung einer halbwegs lückenlosen, analytischen Krankengeschichte müßte sehr umfangreich sein. Ich will Ihnen nur einen kleinen Ausschnitt aus der Krankengeschichte zeigen, nur soviel, als unbedingt notwendig ist, um das Typische aus einer „Schicksalsneurose“ herauszuheben:

Die Patientin hatte eine äußerlich geordnete Kindheit, die nur durch den

Umstand getrübt war, daß das junge ehrgeizige Mädchen infolge von Hemmungen und inneren Schwierigkeiten ihren lebhaften und intensiven intellektuellen Interessen und dem Wunsche, zu studieren und einen Beruf zu ergreifen, nicht nachkommen konnte. Noch ganz jung verlobte sie sich mit einem Vetter, mit dem sie eine zärtliche Liebe mehrere Jahre verband. Sie selbst fühlte sich jedoch in dieser Liebesbeziehung nicht „erfüllt“, wie sie sagte. Der Verlobte jener Zeit liebte ihrer Ansicht nach zu sehr „das Weibliche“ an ihr und ließ jene geistigen Tendenzen, auf die sie selbst so großen Wert gelegt hatte, vollkommen unbefriedigt. Vom Geliebten erzählte sie gelegentlich, daß er, trotz seiner großen Liebe für sie, auch polygame Neigungen gehabt habe, ohne daß diese das geringste Gefühl der Eifersucht in ihr hervorgerufen hätten.

Auf einer ihrer Reisen lernte sie einen älteren Mann kennen, der in einer hohen diplomatischen Stellung, mit besonderen geistigen Gaben ausgestattet, ihr Interesse erweckte. Es entwickelte sich ein freundschaftlich geistiger Kontakt, anfangs ohne erotische Anziehung. Der Betreffende lebte in einer zweiten und wie die Patientin anfangs dachte, scheinbar glücklichen Ehe. Als die freundschaftliche Intimität größer wurde, bekannte ihr jedoch der Mann, daß seine Ehe nicht glücklich sei und ihm über die Trauer um seine erste heißgeliebte verstorbene Frau nicht hinweghelfe. Dieses Bekenntnis des Mannes zu seiner großen, nie erloschenen Leidenschaft für die Verstorbene wirkte wie ein „*coup de foudre*“ auf das Herz unserer Patientin. So geliebt zu werden, wie die Verstorbene geliebt wurde! Dieses plötzliche Empfinden wurde zum Beginn eines Liebesverhältnisses. Patientin löst ihre erste Verlobung, der neue Geliebte trennt sich von seiner Frau und für unsere Patientin beginnt eine scheinbar glückliche Lebenszeit.

Eine sonderbare Episode bringt Wolken in diese Beziehungen. Der Geliebte wird an das Krankenlager seiner Frau berufen. Patientin betrachtet seine Wegreise als einen selbstverständlichen Akt der Menschlichkeit und protestiert gar nicht gegen das Unvermeidliche. Sie benützt die Zeit seiner Abwesenheit zu einer kleinen Reise; unterwegs begegnet sie einem Manne, den sie wohl von früher her kennt, ohne ihm je das geringste Interesse entgegengebracht zu haben, und gibt sich dem völlig Gleichgültigen willenslos hin. Sie wird gravid und man beschließt eine sofortige Ehe. Allmählich ändert sie doch diesen Entschluß, läßt die Schwangerschaft unterbrechen und kehrt zu dem Geliebten zurück, dem sie ein reuevolles Geständnis ablegt. Ihre Beziehungen zu ihm werden wieder zärtlich wie vorher, der Mann erreicht die Scheidung von seiner Frau und der Termin der Hochzeit wird festgesetzt. Mitten in den Vorbereitungen begeht die Patientin den erwähnten

Selbstmordversuch, der für beide auch das Ende der Liebesbeziehungen bedeutet.

Zeitweise während der Analyse kehrt eine schmerzhaft Sehnsucht nach dem Geliebten wohl zurück, Patientin ist aber von der Überzeugung durchdrungen, daß sie ihm nie mehr begegnen soll. In der Schilderung ihrer Beziehungen zu ihm stellt sie diese in einen Gegensatz zu ihrer ersten Liebe (zu ihrem Vetter). Die zweite Beziehung war geistig erfüllend und darum so beglückend, weil der selbst so hochstehende Mann ihre eigene Geistigkeit so hoch bewertet hatte. Im Gegensatz zum ersten Bräutigam stellte er an sie geistige und ideale Forderungen. Von diesen Forderungen, die sie sich selbst so erwünschte, gingen aber merkwürdigerweise die Trübungen ihres Liebesglückes aus. Oft verbrachte sie qualvolle Nächte vom Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit und Minderwertigkeit geplagt. Sie hatte den Eindruck, daß sich ein großer düsterer Schatten auf ihr Leben senke. Je näher die Erfüllung nahte, knapp vor der Hochzeit, legte sich der Schatten immer mehr auf ihr Gemüt und es drängte sie zu jenem für sie und für die anderen scheinbar unmotivierten Selbstmordversuch.

Schon im ersten Gespräch hatte sie mir gesagt, daß der Selbstmordversuch nichts mit unglücklicher Liebe zu tun habe. Wohl hätte sie damals eine Entfremdung im Wesen des Geliebten und eine Abkühlung seiner Gefühle bemerkt und den Eindruck gehabt, daß sie im Begriffe sei, eine voreilige Ehe zu schließen und daß dies verhindert werden sollte. Was sie aber zur Verzweiflung gebracht hätte, waren gar nicht die Liebeskonflikte, sondern der Gedanke, sie würde im Falle des Scheiterns ihrer Ehe in einem Abhängigkeitsverhältnis zu ihrem tyrannischen Vater verbleiben müssen. Und dies sei ihr so unerträglich erschienen.

Das tragische Schicksal ihres Lebens beruhte nicht in Liebesenttäuschungen, sondern — wie sie es ganz bewußt empfindet — in der Tatsache, daß sie nicht imstande ist, sich aus der Abhängigkeit vom Vater zu befreien. Seit Jahren versuchte sie sich durch Studium und allerlei Fachkenntnisse eine materielle Selbständigkeit zu verschaffen. Immer aber scheiterten die Versuche, trotz ihrer mannigfaltigen Talente, im letzten Moment an einer inneren Unzulänglichkeit. Verzweifelt bekennt sie: „was alle anderen Frauen in meinem Lande so leicht und selbstverständlich zustande bringen — warum gelingt es gerade mir nicht?“

Schauen wir uns ein wenig in der Familiengeschichte dieses jungen Mädchens um. Sie ist die zweitjüngste in einer kinderreichen Familie. Der Vater ist ein außerordentlich lebensstüchtiger Mann, streng, rechthaberisch und von seiner Umgebung gefürchtet. Die Mutter, von der Patientin verachtet,

lebt in sklavischer Abhängigkeit vom Vater. Diese Beziehung zwischen den Eltern erregt in der Patientin Widerwillen und Protest. Sie selbst, immer ein schönes, begabtes Kind, war früher der ausgesprochene Liebling des Vaters. Als Konkurrent kam damals nur ein um vier Jahre jüngerer, hervorragend begabter Bruder in Betracht. Dieser Bruder, dessen Begabung für Physik zu großen Hoffnungen berechtigte, starb im 20. Lebensjahre. Die Patientin selbst war auf demselben Gebiete wie der Bruder begabt, konnte aber, wie schon erwähnt wurde, infolge ihrer Hemmungen das gewünschte Ziel, ebenfalls zu studieren, nicht erreichen.

Ihre Kindheitsgeschichte bewegte sich im typischen Rahmen der Entwicklung eines kleinen Mädchens. Sie liebte ihren Vater und schon der oberflächliche Einblick in ihre Beziehungen zur Mutter ließ deutlich erkennen, daß da stark negative, gehässige Tendenzen vorlagen, die das Mädchen selbst damit begründete, daß die Mutter dumm, ungebildet und vor allem so erniedrigend sklavisch dem Vater ergeben war.

Eine Zeit lang war in ihrer Kindheit ihre Phantasietätigkeit weiblich, durch Puppenspiele befriedigt, und die Analyse konnte die damalige, normale Ödipuseinstellung rekonstruieren, wobei der Wunsch, ein Kind zu bekommen, durch die Geburt des kleinen Bruders intensiviert wurde. An dem Kleinen fand sie auch tatsächlich vorübergehend ein Stück Befriedigung dieses Wunsches.

Wenn die analytische Einsichtnahme in die Kindheit eines kleinen Mädchens eine solche Einstellung, wie wir sie bei unserer Patientin gesehen haben, vorfindet, so ist diese als durchaus normal zu betrachten. Starke Liebesbeziehung zum Vater, negative Einstellung zur Mutter, der unbewußte Wunsch, vom Vater, an Stelle der Mutter, ein Kind zu bekommen, — das ist die regelrechte Ödipuseinstellung des kleinen Mädchens, die weder pathologisch noch ungünstig ist. Erst die späteren Schicksale derselben sind das Maßgebende für das Gesunde oder Kranke im Seelenleben . . .

Die erste psychische Komplikation entsteht bei unserer Patientin nach der Geburt des kleinen Bruders. Diesen aktuellen Kindheitskonflikt muß sie als eine, vom Leben an sie gestellte Aufgabe bewältigen. Eine ganze Reihe kleiner Versagungen und Enttäuschungen von Seiten des Vaters, die sie alle treu in ihrer Erinnerung bewahrt hatte, diente als Vertretung dieser einen großen Enttäuschung: die Mutter und nicht sie hatte das Kind bekommen.

Ein zweites Enttäuschungsmoment wurde zu einer schweren Belastung ihres Seelenlebens: In den Vergleichen, die sie zwischen sich und dem Bruder anstellte, mußte sie entdecken, daß der kleine Junge in somatischer Beziehung für ihre damaligen Begriffe besser ausgestattet war als sie selbst.

Die Minderwertigkeitsgefühle und Hemmungen, die sie in der Erreichung eines geistigen Zieles so gestört haben, stammten aus dieser im Unbewußten nie korrigierten Einstellung. Der Neid und die Aggression gegen den kleinen Jungen hatten in ihr Schuldgefühlsreaktionen hervorgerufen, die ihrerseits dazu beigetragen haben, im späteren Leben keine Konkurrenz mit dem Bruder aufzunehmen. Diese Konkurrenzeinstellung gegen den Bruder war dann noch dadurch gesteigert, daß er ihr als Liebesobjekt beim Vater den ersten Platz streitig gemacht hatte.

Die Analyse ergab, daß die Versagungen und Enttäuschungen ihrer Kindheit zu starken aggressiven Reaktionen und verdrängten Rachedenken gegen den untreuen Vater, gegen die entwertete Mutter und den kleinen Konkurrenten geführt hatten.

Nach der erfolgten Verdrängung dieser Ödipuswünsche blieb als Resultat ihrer infantilen Beziehung zum Vater eine Ablehnung der eigenen Weiblichkeit bestehen, deren Sinn etwa war: „ich will nicht die Rolle spielen, die meine Mutter hatte — ich will nicht passiv, sklavisch dem Vater ergeben sein.“ Neben dieser bewußten Auflehnung bestand aber auch die unbewußte Ergebenheit dem Vater gegenüber, aus der sie nie herauszukommen vermochte; auf die verzweifelte Frage aber „warum kann ich nicht wie andere Mädchen frei und selbständig werden“ konnte keine Antwort kommen, weil diese im Unbewußten verborgen war. Dies aber war nicht die einzige Form, durch die sich die innere Abhängigkeit kundgab. Der Mangel an Befriedigung ihrer Liebesehnsucht durch den ersten Geliebten war durch die Tatsache bewirkt, daß der Betreffende selbst, etwas passiv und gar nicht „tyrannisch“, dem Mädchen keine Möglichkeit geboten hatte, sie in jene wohl abgelehnte, aber doch unbewußt erwünschte Beziehung zum Manne zu bringen, um die sie einst als kleines Mädchen die Mutter unbewußt beneidet hatte. Für ihre unbewußten, libidinösen Wünsche blieb doch eben diese Beziehung der Frau zum Manne die einzige Möglichkeit, als Weib „erfüllt“ zu werden. Der laute Protest gegen die masochistische Einstellung der Mutter erwies sich als Protest gegen die eigene masochistische Bindung. In der Wahl ihres ersten Geliebten hatte sie ja dieser unbewußten Strebung zu entweichen versucht. Dies mißlang ihr und bei einem vaterähnlicheren Liebesangebot mußte sie ihm beinahe zwanghaft untreu werden. Man denke nur an die Situation, in der die Liebe für den zweiten Geliebten in ihr entflammt ist: so geliebt zu werden wie die erste, verstorbene Frau.

Um für die Bedeutung dieser Situation einen Beweis zu bringen, teile ich noch folgendes Erlebnis aus der Analyse mit. Als 12-jähriges Mädchen

war die Patientin mit ihrer Mutter in einem Badeort. Ein junger, hausierender, farbiger Exote erzählte ihr sonderbarerweise seine Lebensgeschichte. Er sei bereits, obzwar erst achtzehn Jahre alt, zum zweiten Male verheiratet. Seine zweite Frau liebe er aber nicht, die erste, tote, dagegen noch immer glühend und könnte sie nie vergessen. Höchstens um ihretwillen, der er heute glücklicherweise begegnet sei. Ob sie — das kleine Mädchen — ihn nicht heiraten wolle? Von der ersten Frau sei ihm ein herziges kleines Kind geblieben; ob das kleine Mädchen, sich das Kind nicht anschauen möchte? Er gab ihr seine Adresse und sie versprach, ihn aufzusuchen. Dann irrte sie stundenlang in den Straßen umher, um die angegebene Wohnung zu finden, aber die Adresse erwies sich als fingiert und sie erkannte, daß sie genarrt worden war. Dieses Erlebnis war eine arge Kränkung für sie. Die sonderbare Identität desselben mit ihrer letzten Liebesgeschichte aber erweckt den Verdacht, daß die Phantasie des jungen Exoten erst von ihrer eigenen angeregt, diesen Eheroman erfinden konnte.

Aus derselben Quelle stammt unzweideutig eine andere kleine Episode die sie zu Beginn der Analyse, noch stark unter dem Eindruck der letzten Enttäuschungen und darum für eine oberflächliche Beurteilung unverstänlich, erlebte. Der Zufall brachte sie nämlich mit einem erst kürzlich verwitweten Manne zusammen, der nach dem Tode seiner Frau in eine melancholische Depression verfallen war. Ungeachtet ihrer eigenen Konflikte meinte die Patientin, es sei ihre Aufgabe, durch ihre Liebe den Mann zu retten und die Stelle der Verstorbenen auszufüllen.

Die stete Wiederholung so gleichartiger Episoden in ihrem Leben ist doch etwas sehr Auffälliges.

Betrachten wir aber analytisch die Situation bei ihrer zweiten Verlobung. Dieser Mann ist nicht wie der erste nach dem Gegensatz zum Vater sondern auf Grund einer im Unbewußten hergestellten Ähnlichkeit gewählt worden. Der innere Drang zu einer befriedigenden Zielerreichung läßt sie hier nicht nach dem Fluchtprinzip, sondern nach dem Prinzip der Ähnlichkeit wählen. Diese Wahl scheint günstig zu sein, denn sie ist bereits korrigiert im Sinne ihrer bewußten Forderungen. Dieser Mann ist nämlich aktiv und imponierend wie der Vater, macht sie zur Siegerin über die erste Frau (was der Vater nicht tat), aber — und das ist vielleicht ihr größter Triumph — er bringt sie nicht in die erniedrigende Rolle, die ihre Mutter spielte, sondern stellt sie auf ein Piedestal, sieht in ihr einen Kameraden und kommt ihr mit Forderungen entgegen, die sie immer an sich selbst (um im Gegensatz zur Mutter zu stehen) gestellt hatte. Diesen Forderungen muß sie nachstreben, intellektuell, vielwissend sein. Gerade von diesen Forderungen geht

aber die erste bereits neurotische Unruhe aus, die ihr die Erfüllung jener Forderungen selbst immer unmöglich macht. Die Motive zu dieser Hemmung wurden in der analytischen Beleuchtung klar. Sie wollte ja im Konkurrenzverhältnis zum Bruder dasselbe erreichen wie er, mußte aber aus dem Minderwertigkeitsgefühl: „ich bin nur ein Mädchen“, diese Ziele für sich als stets unerreichbar ansehen. Das alte Schuldgefühl dem Bruder gegenüber, das sich durch seinen realen Tod noch erhöht hatte, trug zu dieser Hemmung auch das Seine bei.

Das Hauptmotiv der Hemmung lag aber in dem Umstand, daß, trotz des bewußten Protestes gegen die Art der Beziehung der Mutter zum Vater, in ihr selbst der unbewußte, in der zwanghaften Wiederholung sich verrattende Kindheitswunsch lebendig war, einem geliebten Manne gegenüber eben in diese und nur in diese Rolle zu geraten. Die Unruhe, die sie in ihrer zweiten Liebesbeziehung empfand, kam aus dem Zwiespalt; „du liebst mich, die Stolze und Strebende und ich kann dir gegenüber nur niedrig sein und ergeben, wie die Mutter dem Vater gegenüber“.

Zwischen dieser Scylla des bewußten Protestes und der Charybdis der unbewußten masochistischen Einstellung neurotisch schwankend, provozierte sie durch ihr Benehmen die Entfremdung des Geliebten, und vor den drohenden Schwierigkeiten der zukünftigen Ehe wollte sie sich durch den Tod retten. Die Angabe, die sie gleich im ersten Gespräch mit mir machte: „ich will vom Vater nicht länger abhängig sein“, entsprach einer tieferen Wahrheit, als die Patientin selbst ahnen konnte.

Es sei hier noch Einiges aus der Analyse erzählt, um noch glaubhafter zu machen, daß das Schicksal der Patientin nur einem provokatorischen, zwanghaften Agieren ihrer infantilen Fixierung an den Vater entsprach.

Einige Wochen nach dem Beginn der analytischen Behandlung lehnte der Vater ihre Fortsetzung ab und stellte seine Zahlungen ein. Ich selbst — an der Patientin interessiert — schlug ihr in entgegenkommender Weise vor, die Analyse unentgeltlich, auch gegen den Willen des Vaters fortzusetzen. Die Patientin selbst bat mich flehentlich, mich dem Ansinnen des Vaters zu widersetzen und ihm zu zeigen, daß die Entscheidung über die Notwendigkeit der Analyse bei mir liege. Es war klar, daß sie mich in Opposition gegen den Vater sehen wollte. (Im Gegensatz zur Mutter!) Ein Traum, den sie in der nachfolgenden Nacht brachte, bewies jedoch, daß diese Reaktion nicht ganz ihrer tieferen Einstellung entsprach. Er lautete:

Sie ist nicht mehr bei mir in der Analyse, sondern bei einer Frau X., die ein ekelhaftes, taktiloses Weib ist. Diese Frau schimpft gegen mich und gibt ihr den Rat, von mir weg zu gehen, denn ich behandle sie doch nur des Geldes wegen.

Die Analyse des Traumes zeigte deutlich, daß ich selbst das ekelhafte, taktlose Weib bin, das sich zwischen sie und den Vater drängt, um diese Beziehung zu stören. Sie aber, mit dem Vater einig und identisch, denkt genau so wie er und wendet sich mit ihm zusammen gegen die feindliche, störende Mutterrepräsentantin.

Noch eine Episode aus der Analyse. Als die Patientin drei Jahre alt war, fiel ein Glasgegenstand auf sie und verwundete sie am Kopf. Der herbeigerufene Vater stürzte ins Zimmer und gebärdete sich ganz verzweifelt. Damals erlebte die Patientin, wie sie angab, den schönsten Moment ihres Lebens. Den Vater im Schmerze, nicht als strengen Herrscher, sondern als zerknirschten, hilfesusuchenden Schwächling zu sehen, blieb als fast bewußter Wunsch ihres Herzens bestehen. In diesem Wunsche war sie selbst, seine Liebe zu ihr die Ursache seines Schmerzes. Die unbewußte Phantasie, die sie zum Selbstmordversuch trieb, erstrebte die Wiederholung dieser infantilen Szene. (Wunde am Kopfe!) Das Objekt, auf das der Wunsch sich richtete, war jetzt der Vater und der Geliebte in einer Person.

Die Patientin selbst hielt sich wie schon erwähnt nie für krank. Alle Mißerfolge ihres Lebens schrieb sie ihrem „Pech“ zu. Allerdings hatte sie manchmal das Gefühl, daß ein „Teufel“ ihr Leben zerstöre. Immer wenn sie fröhlich war und sich wohl fühlte, meinte sie seine Stimme zu hören: „es wird schlecht ausgehen“, „es wird anders als du glaubst“, und so fühlte sie in dieser inneren Wahrnehmung, daß ein Etwas in ihr ist, durch das ihr Lebensglück immer gestört werden muß. Wie ein roter Faden zog diese Tragik durch ihr Leben: sie war fähig Liebe zu erwecken und Liebe zu empfinden, aber keine Liebe endete anders als mit einer bösen Enttäuschung, in der sie manchmal eine aktive, manchmal eine mehr passive, erleidende Rolle spielte.

Vielleicht ist die Enttäuschung das normale Schicksal jeder Liebesbeziehung. Wir müssen aber trotzdem auch hier in den Quantitätsunterschieden den Maßstab für das „Normale“ oder „Pathologische“ suchen. Die Patientin selbst empfand das Krankhafte ihres Daseins nur ausnahmsweise, sonst schrieb sie ihre traurigen Erlebnisse mehr den Mächten der Außenwelt als eigenen, inneren Gewalten zu.

Zu den typischen Erlebnissen der Patientin gehörte z. B., wie wir erfahren haben, daß sie sich von Männern angezogen fühlte, die eine geliebte Frau verloren hatten, von trauernden Witwern, deren Trauer auf die Patientin wie ein Liebestrank wirkte. Die Schilderungen, die diese Männer von ihrer Liebe zu der Verstorbenen gaben, waren für die Patientin wie die glühendsten Werbungen um ihre eigene Person. Diese Art der Liebeswahl war durch

die Phantasie determiniert: „so geliebt zu werden wie jene verstorbene Frau“. Es war für sie ein besonderer Reiz einen Mann zu bekommen, dessen Liebe bis dahin einer anderen Frau gehörte. Der bereits erfolgte Tod dieser Frau hatte für sie den Vorteil, daß sie in diesem Wunsche keine Mörderin (im Sinne der unbewußten Todeswünsche) zu werden brauchte. Sie kam da sozusagen zum Fertigen. Bemerkenswerterweise ignorierte ihr unbewußtes Schuldgefühl die reale Tatsache des bereits früher erfolgten Todes der Vorgängerin. Das unbewußte Schuldgefühl war in diesem inneren Geschäftsabschluß kein guter Kompagnon. Es machte sich selbständig und benahm sich, wie die Analyse zeigte, dem Ich der Patientin gegenüber so, als hätte sie selbst die Bedingung des Witwertums am Gewissen. Durch alle ihre Träume zog sich wie ein roter Faden ein schweres Schuldgefühl, gegen „die tote Frau“.

Noch ein anderes, unbewußt gebliebenes Motiv spielte in ihrem neurotischen Schicksal eine sehr wichtige Rolle. Die Patientin behauptete, nie in ihren Liebesbeziehungen Eifersucht empfunden zu haben. Dafür charakteristisch war ja die Art der seinerzeitigen Reaktion auf die Abreise des Geliebten mit seiner zweiten (wie sie wußte, ungeliebten) Frau in eine Krankenanstalt. Die Patientin verspürte bewußt nicht den geringsten Vorwurf gegen den Geliebten, verlobte sich aber rasch mit einem anderen und wurde sogar gewollt gravid, um so zwanghaft eine adäquate Rache zu vollziehen. Erst in der Analyse konnte man als Motiv dieses neurotischen, schicksalhaften Handelns die unterdrückte Eifersucht erkennen. Daß sie sich diese normale, menschliche Regung nicht gestattete und lieber zwanghaft agierte, war bedingt durch die Verankerung ihres Seelenlebens in unerledigten Situationen der infantilen Eifersucht, die sie einmal verdrängt hatte und nur in der unbewußten Wiederholung wiederbeleben durfte.

Die Patientin hatte noch eine Form der Eifersucht entwickelt: Der erste Geliebte (der Vetter) hatte eine aufrichtige, treue Liebe zu ihr. Trotzdem leistete er zeitweise seinen sogenannten polygamen Tendenzen Folge, denen gegenüber die Patientin volle Toleranz und Verständnis bekundete. In der Zeit jedoch, als der Geliebte für sie bereits alles Interesse verloren hatte und sie mit dem zweiten auf dem Höhepunkt des Liebesglückes stand, kam es vor, daß sie bei gewissen Begegnungen oder an manchen Orten von einem quälenden Gefühl einer scheinbar unmotivierten Traurigkeit geplagt wurde. In der Analyse stellte sich heraus, daß es sich in der Regel um Situationen handelte, in denen sie einst eine berechtigte Ursache zur Eifersucht gehabt hätte, als sie mit dem ersten verlobt war und mit ihm an jenen Orten oder in jener Gesellschaft zusammen war. Es kam sogar vor,

daß Patientin erst nachträglich eifrige Nachforschungen machte, um festzustellen, ob und in welcher Form jener ihr damals untreu gewesen ist. E selbst war real bereits ohne Bedeutung für sie, aber ein Stück ihrer infantilen Persönlichkeit hing noch an Situationen, von denen sie sich durch eine unerledigt gebliebene Reaktion nicht losmachen konnte. Natürlich sind solche Affektverschiebungen, nachträgliche Reaktionen und zwanghafte Wiederholungstendenzen auch der gesunden Menschenseele eigen, nur ihre Quantität und der Grad der inneren Abhängigkeit, die sie erzeugen, bilden jenen Faktor, der sie unter das Zeichen der Neurose stellt.

Welcher Neurosenform ein neurotisches Agieren zugesprochen werden soll, muß hier denselben Erwägungen unterzogen werden, wie die Bildung eines krankhaften Symptoms.

Bei unserer Patientin stand im Zentrum der Analyse ihre Bindung an den Vater. Wir sprechen da von einer Fixierung an ein infantiles Objekt und wissen aus den Erfahrungen der Analyse, daß eine Objektfixierung dieser Art für die Entstehung der Hysterie maßgebend ist. Man kann wohl in späteren Jahren Objekte wählen, die nach dem Vorbild oder nach dem Gegensatz unserer ersten infantilen Liebesbindungen ausgesucht wurden, aber nur dann, wenn das „Tabu“ aufgehoben, d. h. wenn das Schuldgefühl, das den ursprünglichen Objekten galt, in der neuen Beziehung bereits entlastet ist, wenn das Frühere „du darfst nicht“, bzw. „du kannst nicht“, nicht weiterhin seine anachronistische Wirkung ausübt, kurz wenn die infantilen Bedingungen der Objektwahl von ihren störenden Hemmungen befreit sind.

Solange unsere Patientin Männer nach dem Muster des Vaters wählte, wäre gegen diese Wahl im Sinne der Gesundheit nichts einzuwenden. Sogar ihre Vorliebe für Witwer muß nicht als krankhaft qualifiziert werden. Wir können da nur von der Deutlichkeit sprechen, mit der in diesem Schicksal eine bestimmte Wiederholungstendenz sich durchsetzt.

Wo ist also das Neurotische in einer Schicksalsgestaltung zu finden? Es werden sich hier keine Normen aufstellen lassen, genau so wie bei der Beurteilung einer Gesamtpersönlichkeit die Grenze zwischen „gesund“ und „krank“ sehr schwer zu ziehen ist.

Wenn wir unsere Formulierung auf den besprochenen Fall beziehen wollen, so wird uns die so beliebte Methode der sozialen Wertung z. B. nicht weit führen können. Patientin ist im Großen und Ganzen sozial angepaßt, d. h. sie schadet den Interessen der Gesamtheit nicht, sie äußert keinerlei unsoziale Tendenzen.

Es geht ihr nur die Fähigkeit ab, ein für sie selbst befriedigendes Ziel

zu erreichen, und wenn wir ihre Lebensgestaltung analytisch betrachten, können wir feststellen, daß ihr erwachsenes Ich sich genau so verhält wie zur Zeit der Entstehung der infantilen Vorbilder ihrer späteren Schicksale. Wenn wir ihr die Wahl der Witwer als unneurotisch konzедieren, so ist die von ihr selbst provozierte, als schweres „Schicksal“ erlebte Liebesenttäuschung eine neurotische Komponente dieser Wahl. Aus dem infantilen Vorbild wurde eben auch das mitgenommen, was das erwachsene Ich hätte korrigieren sollen, aber nicht imstande war zu tun. Deshalb muß die einst am Vater erlebte Enttäuschung anachronistisch am neuen Objekte wiederholt werden.

Hier — in diesem Falle — ist der Maßstab des Krankhaften im Grade des individuellen Unglücks gegeben. Was natürlich nicht heißen soll: wer unglücklich ist, ist neurotisch. Wir haben in diesem Fall gesehen, wie der späteren, auf Grund infantiler Bindungen erfolgten Objektwahl, Schuldgefühle zugesellt sind, deren Genese in infantilen, noch nicht erledigten Konflikten zu suchen war. Dieses Schuldgefühl zwang die Patientin andauernd zu Zielverzichten, Bußreaktionen und schließlich zu Selbstmordabsichten.

Diese übermäßigen Reaktionen des Schuldgefühls, die an die Art der Objektwahl eng geknüpft waren, sind der zweite Maßstab des Krankhaften in der „Schicksalsneurose“ unserer Patientin.

Wann werden wir also von einer „Schicksalsneurose“ sprechen? Und besteht ein Unterschied zwischen einer Schicksalsneurose und einem sogenannten neurotischen Charakter? Dieser Unterschied scheint mir zu bestehen, wenn auch nur quantitativ.

Die Schicksalsneurose ist ein Erleiden, das dem Ich scheinbar von der Außenwelt mit einer sich wiederholenden Gesetzmäßigkeit zugefügt wird. Das wirkliche Motiv des Schicksals liegt, wie wir gesehen haben, in einem ständigen, inneren, unauflösbaren Konflikt.

Hysterisch werden wir diese Schicksalsneurose nennen, wenn sie auf Verdrängungen zurückzuführen ist, die in einer Kindheitsepoche entstanden sind, in der die infantile Sexualität jene Stufe erreicht hat, die dem genitalen Sexualleben des Erwachsenen am nächsten steht. Es vollzieht sich hier keine Regression der Libido zu früheren Entwicklungsstufen, die mißlungenen Verdrängungen beziehen sich auf die Objektwahl und auf die Konflikte, die auch aus der infantilen Bindung an das Objekt resultieren. Die Fixierung unserer Patientin gilt dem Vater als infantilem Liebesobjekt und alle ihre

schicksalsneurotischen Erlebnisse sind das Resultat dieser Bindung. Wenn wir das Gesagte in eine Formel bringen wollen, so sagen wir: es ist eine Fixierung in der infantil-genitalen Phase der Libidoentwicklung.

Der Unterschied zwischen der „Schicksalsneurose“ und dem sogenannten „neurotischen Charakter“ ist fließend und wird sich nicht immer feststellen lassen. Der neurotische Charakter weist zum Unterschied von der Schicksalsneurose mehr diffuse Disharmonien in seinem Verhältnis zur Außenwelt auf. Diese Disharmonien kommen dadurch zustande, daß der reifen Persönlichkeit infantile Züge anhaften; diese fallen aber so weitgehend mit der Gesamtheit der Ichorganisation zusammen, daß man ihnen nirgends so eindeutig die mißlungene Verdrängung nachweisen kann wie in der Schicksalsneurose. Sie sind nicht wie ein Symptom oder wie eine typische Schicksalsgestaltung, gegen das Gesamt-Ich organisierte Fremdkörper. Sie sind bereits durch das Ich assimilierte Angehörige einer geschichtlichen Vergangenheit, die nur der Gesamtpersönlichkeit ein bestimmtes Gepräge geben.

Infolge dieser bereits erfolgten Symbiose mit dem Ich wird auch der neurotische Charakter für die analytische Therapie nicht sehr zugänglich sein. Hier gibt es keine fremden Mächte, die gegeneinander stehen und die Beeinflussung dessen, was wir „Charakter“ nennen, wird nur dort möglich sein, wo aus den assimilierten Anteilen Auswüchse des neurotischen Symptoms herausragen. Mit dem Symptom wird auch sicher die Charaktermasse, aus der es sich heraushebt, beeinflusst.

Die Schicksalsneurose erscheint geeigneter für die Behandlung, weil die Schläge, die ihr das Leben bereitet, durch dieselben inneren Motive bedingt sind, wie neurotische Symptome. Wenn hier das Leiden vom Individuum selbst als krankhaft anerkannt wird, dann ist es auch der analytischen Therapie zugänglich.

Weiblichkeitskomplex des Mannes und Potenzstörungen

In dem soeben erschienenen neuesten Heft der von Sigm. Freud herausgegebenen „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse“ (XVI. Jahrg., 1930, Heft 2) veröffentlicht Dr. Felix Boehm (Berlin) eine längere Studie „Über den Weiblichkeitskomplex des Mannes.“ Boehm geht von

der Feststellung Freuds aus, daß der Ödipuskomplex des Knaben nicht nur in der ambivalenten Einstellung zum Vater und der zärtlichen Objektwahl für die Mutter besteht, sondern daß der Knabe — entsprechend der ursprünglichen Bisexualität des Kindes — sich gleichzeitig wie ein Mädchen benimmt, die zärtlich feminine Einstellung zum Vater zeigt und die ihr entsprechende eifersüchtig-feindselige gegen die Mutter. Boehm findet es durch seine Erfahrungen bestätigt, daß Knaben in der negativen Ödipuseinstellung ihre Mutter nicht bloß hassen, sondern auch auf deren Rolle beim Vater neidisch und eifersüchtig sind. Der Neid auf Mädchen und Frauen, deren Bevorzugung im Leben und in der Familie in vielen Beziehungen, besonders durch den Vater, wird vielen Knaben und Jünglingen bewußt, ebenso der daraus entstehende Wunsch, sich zu rächen. Ebenso sind Männer in jedem Fall, in welchem sich bei ihnen latente oder manifeste homosexuelle Regungen geltend machen, auf eine Rivalin eifersüchtig; es stellt sich immer Haß, Neid und Eifersucht auf die Frauen ein, welche den von den Männern begehrten männlichen Liebesobjekten nahe stehen.

Für diese feminine Einstellung des Mannes, entstanden aus dem infantilen Wunsch die Mutter auch als Liebesobjekt des Vaters zu ersetzen, führen wir aus dem reichen kasuistischen Material, das Boehms Studie bietet, hier einige Beispiele an. Sie zeigen vor allem, wie dieser „Weiblichkeitskomplex“ des Mannes vorzugsweise zu Potenzstörungen führt.

*

Bei einem Patienten — schreibt Boehm — ist eine latente Homosexualität bewußt gemacht worden, wobei auffallend starke Schuld- und Minderwertigkeitsgefühle aufgetreten sind; er berichtet von einer homosexuellen Periode seines Lebens im Alter von ungefähr neun bis elf Jahren: „Kriegsschiffe besuchten den Hafen meiner Heimatstadt; ich faßte eine schwärmerische Zuneigung zu den Matrosen, insbesondere zu einem, mit welchem ich noch längere Zeit korrespondierte; die Matrosen luden Damen aus unserer Stadt zu Festlichkeiten auf ihre Kriegsschiffe; ich war eifersüchtig auf die Damen, weil sie in Beziehungen zu den Matrosen treten durften; ich erinnere mich ganz deutlich des Gefühles des Neides und der Eifersucht auf die Mädchen.“ — Ich teile gleich weitere Einzelheiten aus der Analyse dieses Mannes mit: Er hatte in seiner Ausbildung und in seinem Beruf als Arzt allen an ihn gestellten Anforderungen durchaus genügt, aber an gelegentlichen Potenzstörungen gelitten. Er sagt: „In meinen Leistungen zeigt sich eine große Variabilität; eine Schlawheit und Passivität wechselt mit einer Fähigkeit, mich aufzuraffen und viel zu leisten; bedeutend mehr, als jemand erwarten konnte. Ich erscheine häufig zimperlich, imponiere aber plötzlich durch eine unerwartete Männlichkeit. Es gefällt mir, in meinem Verhalten Kollegen gegenüber längere Zeit hindurch unintelligent zu erscheinen, um sie dann durch eine gänzlich unerwartete geistige Leistung zu über-

raschen.“ Ich sage: Wie eine Frau längere Zeit einen unsichtbaren Embryo in sich trägt und die Umwelt durch das plötzliche Erscheinen eines laut schreienden Kindes überrascht.

Patient zeigt erhebliche Widerstände gegen die Aufdeckung des Wunsches, einen großen Helden oder den Heiland der Welt zu erzeugen. Statt dessen treten feminine Tendenzen zutage: „Nach einer Operation fand bei einem Kollegen im Krankenhaus eine kleine Gesellschaft statt. Ich war noch im weißen Mantel mit weiten, offenen Ärmeln und überlegte, ob ich Gummibänder über dieselben ziehen sollte, und dachte: Nein, das tue ich nicht; ich habe feminine Arme, das könnte pikant wirken; Mädchen könnten froh sein, wenn sie solche Arme hätten; ich ging dann in weiten, offenen Ärmeln in die Gesellschaft der Kollegen. Das Rauchen dazu wirkte wie eine Mischung von Maskulinität und Femininität; zugleich fiel mir ein, daß ich wie ein Pascha wirke. Ich dachte an eine Mischung von Femininität und Paschaismus bei mir.“ — Ich habe kleine, feminine Hände, auf die ich stolz bin.“

„Gestern hatte ich Schmerzen in einem Oberschenkel und in der Glutäalregion; ich konnte mich von meiner leichten, kurzen Sommer-Unterwäsche noch nicht trennen und habe mich wahrscheinlich dabei erkältet; sie sah so kokett aus, erinnerte mich an die zarte Unterwäsche von Frauen.“ — „Heute nacht habe ich geträumt: *In meinem Zimmer sah ich in einem Spiegel nur meinen Kopf; ich hatte eine weibliche Kopfbedeckung auf, etwa einen Hut oder eher ein Kopfstuch, wie es die alten Frauen bei uns zu Hause tragen; ich hatte ein rundes, hübsches Gesicht und gefiel mir gut; ich hatte dunkle Haare, aber kein so leidenschaftliches Gesicht wie meine Großmutter. Das Bild im Spiegel lächelte.*“ — „Dazu fällt mir ein: Man sagt, daß ich meiner Mutter so ähnlich sähe; eine Tochter und die Frau eines Vorgesetzten meines Vaters sehen dem Spiegelbild ähnlich.“ — „Im Alter von neun Jahren habe ich meinen Penis an den Knien meiner vor mir sitzenden, etwa zwanzigjährigen Stiefschwester gerieben. Als ich in späteren Jahren etwas über Onanie las, erinnerte ich mich an diese Szene und bekam starke Schuldgefühle.“ — Ich weise Patient auf den Zusammenhang zwischen den sicher schon damals aufgetretenen Schuldgefühlen und seiner femininen Haltung den Matrosen gegenüber in demselben Alter hin. Patient erzählt dazu eine „ganz neue“ Erinnerung: „Schon beim ersten Besuch der Stiefschwester im Hause meiner Eltern ein Jahr früher war ich in das damals neunzehnjährige Mädchen ausgesprochen verliebt. — Schon damals habe ich die Verliebtheit meines Vaters in das Mädchen bemerkt; ich glaube auch bemerkt zu haben, daß er sie küßte. — Es wäre mir daher sehr peinlich gewesen, wenn mein Vater im Jahre darauf erfahren hätte, daß ich mich an den Knien meiner Stiefschwester gerieben habe. — Bei dem ersten Besuch meiner Stiefschwester schenkte mein Vater ihr ein Paar neue, durchaus moderne und komplette Schneeschuhe, während ich nur ein Paar alte, schlechte besaß. Ich empfand

einen starken Neid gegen meine Stiefschwester und verstand nicht, warum sie von meinem Vater bevorzugt wurde.“ Die Besuche seiner Stiefschwester riefen sowohl feminine als auch maskuline Tendenzen hervor. Der folgende Traum lautet: „*Ich sehe eine rasierte Stelle, dort, wo gewöhnlich Haare sind, und den Ansatz eines weiblichen Genitales.*“ Seine Einfälle lauten: „Wenn ein Mann frisch rasiert ist, sagt man von ihm, er sieht aus wie ein Ferkel oder wie ein Kinderpopo; vor einer Operation am Unterleib werden Frauen in der Genitalzone rasiert. — In den ersten Monaten meiner Analyse habe ich mir bewußt die größte Mühe gegeben, dieselbe zu fördern; seit längerer Zeit verhalte ich mich in der Analyse wie eine Frau, welche ein Kind in sich wachsen fühlt.“ — „Zum Traum fällt mir noch ein: Vielleicht habe ich auch eine leise Empfindung gehabt, die rasierte Stelle sei ein Stück meines eigenen Körpers.“ Patient klagt über ein neu aufgetretenes Symptom: ein krampfartiges Sichzusammenziehen der Magen- und Darmwände. Einfälle dazu: „Mit acht Jahren war ich in dem Sommer, in welchem mich ein älterer Junge sexuell aufgeklärt hat, an einem Seeufer; dort waren Pflützen, in welchen kleine, etwa zwei Zentimeter lange Fische schwammen. — Gestern haben Sie mein Verhalten mit dem einer schwangeren Frau verglichen; heute klagte meine Geliebte über Kopfschmerzen; ich fragte sie, ob sie auch an Übelkeit leide. Sie sagte: Nein, das kommt später. Jetzt habe ich auch leichte Kopfschmerzen.“ — „Es ist richtig, daß die kleinen Fische, von denen ich sprach, gestaltmäßig an Spermatozoen erinnern.“ Mit anderen Worten: Die krampfartigen Zusammenziehungen des Magens bedeuten Schwangerschaftssymptome, bzw. Wehen. Ich deutete Patient seine Träume und Einfälle so, daß sich bei ihm hinter einer zur Schau getragenen Männlichkeit ausgesprochen feminine Tendenzen verbergen.

*

Ein anderer, etwa dreißigjähriger Patient (berichtet Boehm in einer anderen Krankengeschichte), welcher wegen seiner Potenzschwäche und einer häufig auftretenden Ejaculatio praecox in meine Behandlung gekommen war, hatte sich überall recht erfolgreich im Leben durchgesetzt, machte also auf niemand den Eindruck eines Kranken; von einer besonderen Passivität konnte keine Rede sein, nur im Liebesleben hatte er noch nie eine Frau für sich errungen. Er brachte spontan folgende Einfälle: „Als Knabe und wohl auch noch als Jüngling habe ich in der Wanne meine Genitalien zwischen den Beinen eingeklemmt, meine Oberarme zusammengedrückt, auf diese Weise einen Busen vorgetäuscht und mir dabei gedacht: Wenn jetzt jemand hereinkommt, kann er nicht wissen, ob er einen Mann oder eine Frau vor sich hat.“ — „Als Kind habe ich oft versucht, meine Hoden in den Körper hineinzudrücken, so daß sie weg waren; das war ein übliches Spiel.“ — „Ebenso habe ich verschiedentlich versucht, den Penis bis zum Nabel hochzuziehen“. (D. h. er hat versucht, sich selbst zu koitieren.) „Schlangemenschen habe ich beneidet, weil sie mit ihrem Ge-

sicht bis zu ihrem eigenen Genitale kommen können.“ — „Wenn ich keine Erektionen bekomme, habe ich das Gefühl, das Kreuz nach oben durchbiegen zu müssen“ (er macht eine Koitusbewegung wie eine Frau); „das ist doch eine feminine Bewegung.“ — „In einem früheren Traum stieß mir meine Großmutter einen Dolch ins Herz. Das Blut floß in Strömen, ich schrie so laut, daß ich davon wach wurde.“ — Sie haben mir doch einmal gesagt, daß dies ein typischer Frauentraum sei.“ — „Mein erster Koitus mit einer jungen Dame gelang nicht, weil ich meine Beine auseinander tat, d. h., mich wie eine Frau im Koitus verhielt.“

*

In einem weiteren Beispiele bringt Boehm Einzelheiten aus der Analyse eines jungen Mannes, dessen hervorstechendstes Symptom außer einer völligen Unfähigkeit sich einer begehrten Frau zu nähern (er hatte bis zum Beginn der Behandlung nur Umgang mit Dirnen gehabt), seine starke Unentschlossenheit war; immerhin war er äußerlich im Leben soweit vorwärts gekommen, daß der Laie ihn nicht für krank gehalten hätte. Wir hatten einmal das Thema Gold = Kot erörtert; am nächsten Tage brachte er folgenden Traum: *Links vorne war mir ein Zahn ausgefallen; vom Zahn nebenbei eine goldene Ecke; ich hatte beides verschluckt.* Seine Einfälle lauteten: „Geiz des Stiefvaters mir gegenüber; mein eigener Geiz; ich bin zu geizig, Betriebskapital anzulegen; ich verbiete mir die notwendigsten Anschaffungen und gönne meinem Prinzipal auch nichts. Denken Sie an meinen Dämmerzustand vor der Analyse: ich sollte Geschäfte machen, lief aber statt dessen die ganze Nacht in der Stadt umher, um ein Klosett zu suchen, d. h. ich wollte meinen Kot nicht loswerden. — Ich onaniere lieber, anstatt zu koitieren.“ — Ich sage: In der Onanie sind Sie Mann und Frau zugleich. Im Traume schlucken Sie Samen (den weißen Zahn) und Kot (das Gold des Zahnes) hinunter; befruchten sich auf diese Weise selber. — Darauf kamen sofort folgende Einfälle: „Mit ungefähr fünf bis sieben Jahren habe ich wiederholt meine Knabenspielzeuge gegen Puppen eingetauscht und viel mit ihnen gespielt. — Mit vier bis sechs Jahren sah ich bei einer Tante ein sehr schönes seidenes Kleid und wollte versuchen, ein Stück für mich herauszuschneiden. — Mit acht bis neun Jahren habe ich versucht zu stricken, wie meine Mutter es tat; mit zehn Jahren eine Tante beim Häkeln beobachtet und es auch versucht, was mir ziemlich gut gelungen ist. Schriften für Backfische habe ich mit ungefähr zehn Jahren eifrigst gelesen. Hosen mit einer Hosensklappe wie bei früheren Frauenhosen habe ich sehr gern getragen, so daß ich im Hocken urinieren mußte, — was mir angenehm war. — In einem Heilbad habe ich zuerst im Frauenbad Bäder bekommen; als ich älter war, mußte ich mit meinem Vater zusammen im Männerbad baden. Ich habe mich sehr nach dem Frauenbad zurückgesehnt und bedauert, groß zu werden.“

„Am Telephon werde ich häufig ‚Fräulein‘ angeredet, weil ich plötzlich

mit hoher Stimme spreche.“ — „Ich möchte von Ihnen ernährt werden, d. h. ich möchte von Ihnen genährt werden, wie von meiner Mutter.“ — „In der ‚Frau als Hausärztin‘ habe ich gelesen, daß viele Männer ihre Frauen dauernd mit sexuellen Wünschen quälen; in Gedanken habe ich sehr auf die Männer geschimpft und die Frauen bedauert. Auch bedauert, daß ich ein Knabe war und ein Mann werden sollte. — Wäre ich ein Mädchen gewesen, so hätte mein Vater mich nicht geschlagen, weil ich meine Mutter haben wollte. — In meiner Jugend habe ich von einem Indianeraufstand gelesen; die Indianer spießten alle Knaben auf, ließen die Mädchen leben: ich wäre gerne ein Mädchen gewesen.“

„Mein Penis sollte abfaulen, hatte meine Mutter mir wegen meiner Onanie gedroht; die Mädchen hingegen haben einen Schlitz, da kann ja nichts abfaulen. Wenn ich erregt war, konnte man die Erektion bei mir sehen; eine Erregung der Mädchen aber konnte nicht bemerkt werden. — Ich verlor bei der Onanie Samen. Mädchen können keinen Samen verlieren.“

Boehm ist übrigens der Meinung, daß dem Weiblichkeitskomplex des Mannes eine Allgemeingültigkeit zukomme. Es gebe allgemein eine frühe feminine Entwicklungsphase, in welcher der Knabe mehr als ein Mädchen empfindet. In dieser Phase sind die orale Zone und die Dammregion in höherem Maße als erogene Zonen anzusprechen als der Penis. Eine genügend tief getriebene Analyse zeigt uns den Knaben in einer Entwicklungsphase, in welcher er sich in seinen Beziehungen zum Vater passiv, sich an ihn zärtlich, mädchenhaft anlehnend, bei ihm Schutz suchend, verhält; in welcher die Haßregungen gegen den Vater noch nicht entwickelt sind. Diese in den allerersten Lebensjahren des Knaben auftretende Entwicklungsphase — schreibt Boehm — kann durch den mißglückten Versuch der Erledigung der Ödipussituation eine regressive Verstärkung erfahren und die Trägerin von Schuldgefühlen werden. Sie hört nie ganz auf, im Leben des Mannes eine Rolle zu spielen. „Grob schematisiert, ist das männliche Wesen zuerst ein Mädchen, wird allmählich unter Überwindung der Kastrationsangst ein Mann und im späteren Alter wieder eine Frau . . . Aber auch in der Blüte der Jahre hören die unbewußten Wünsche, eine Frau zu sein, nie ganz auf; wir alle kennen Männer, welche von Erfolg zu Erfolg eilen, scheinbar die volle männliche Genitalität erreicht haben, und doch im Umgang schwer zu behandeln sind, wie eine Primadonna. Die Fixierung der femininen Entwicklungsphase oder die Regression zu derselben kann verschiedene Erscheinungen zeitigen, wie Neid auf die Funktionen der Frau, ihre Fähigkeit, zu gebären, zu stillen, anders zu urinieren; Neid auf ihre körperlichen Eigenheiten, den Besitz der Mammae und insbesondere den Besitz ihrer Vagina; und läßt einen bei Neurotikern häufigen Charakterzug entstehen: die Weiberfeindschaft.“

D A S E C H O D E R P S Y C H O A N A L Y S E

„Das Unbehagen in der Kultur“

Aus den Besprechungen, mit denen deutsche Zeitungen und Zeitschriften auf Freuds jüngstes, im Januar dieses Jahres erschienene Buch hingewiesen haben, seien hier einige angeführt, repräsentieren sie ja vielfach nicht nur das Echo von Freuds psychologischer Kulturkritik, sondern die Reaktion auf die Psychoanalyse überhaupt.

Im „Berliner Tageblatt“ vom 31. Januar 1930 beginnt Stefan Zweig einen Aufsatz über „Freuds neues Werk“ wie folgt:

„In seinem siebzigsten Lebensjahr, einem Alter, wo sonst der produktive Geist allmählich zu ermüden pflegt, hat Sigmund Freud gleicherweise seine Freunde und seine Gegner durch eine Umstellung und Erweiterung seiner Weltbetrachtung überrascht, indem er seinen exakten und fachwissenschaftlichen Forschungen die künstlerische Kuppel einer metaphysischen (oder vielmehr antimetaphysischen) Religionsanschauung überbaute (Die Zukunft einer Illusion, 1927). Nun ergänzt ein neues Werk (Das Unbehagen in der Kultur) in willkommenster Weise sein philosophisches Weltbild, abermals die Weite und Spannkraft dieses strengen und unbeugsamen Geistes erweisend, ein Werk, durchaus produktiv, eigenartig und wie jedes seiner früheren vehement zur Diskussion anreizend. Fragen in die Welt werfen, also in sokratischer Methode Probleme zu erlichten, war von je Freuds besondere Kunst und Leidenschaft: auch an dieser neuen und unerwarteten wird sich die allgemeine Aufmerksamkeit unbedingt erregen müssen.“

Stefan Zweig gibt dann die Gedankengänge des Freudschen Buches wieder und schließt mit der Frage: wie sei jenem Unbehagen, das in manchen Einzelnen zu neurotischen Äußerungen führt und das sonst nur gelegentliche Unlustgefühl zu tragischer Welteinstellung steigert, wie sei diesem Unbehagen in der Kultur abzuhelpfen?

„Diese Frage beantwortet Freud nicht, — seine, des Psychologen, Aufgabe fühlt er im wesentlichen darin, Fragen zu stellen, nicht zu beantworten. Sein exakter, durchaus unmystischer Geist hat eine prachtvoll redliche Scheu vor allem Unbeweisbaren und nicht unbedingt Gültigen...“

Es ist rührend zu sehen, wie dieser Mann, der als Forscher in seinem eigenen Gebiet autoritär bis zur Starrsinnigkeit, unnachgiebig bis zum herrlichen Trotze ist, bei jedem philosophischen Exkurse mit äußerster Zurückhaltung seine Meinung äußert. Welche edle Bescheidenheit, und welche seltene vor allem, wenn er schreibt, daß er „wenig über diese Dinge wisse, oder daß er fürchte, „hier schon allgemein Bekanntes zu sagen“, und wie ehrlich das Bekenntnis am Ende, er wisse, daß er eigentlich wenig Trost bringen könne! Aber wir sind der professionellen Tröster längst müde, die sich die Aufgabe und den anderen das Leben immer nur billig und bequem machen wollen, und eine kühne Diagnose wie diese wiegt hundert butterweiche Beschönigungen auf. Hier ist das psychologische Lot tief hinabgelassen in den Abgrund eines zeitgenössisch wichtigen Problems, eines unlösbaren, gewiß, aber welche Probleme darf man wirklich Probleme nennen, die glatt lösbar sind; hier handelt es sich nicht um optimistische oder pessimistische Ausdeutung, die Zeiten sind vorbei, wo eine Akademie die billige Preisfrage stellte, ob der Fortschritt den Menschen besser mache oder nicht, und Jean Jacques Rousseau durch sein glattes Nein die Begeisterung der Welt errang. Gerade die harte, sachliche, von keiner Gläubigkeit und Tendenz verzuckerte Art, wie Freud seine Thesen stellt, geben jedem, der sie ernstlich mitdenken will, etwas von seiner hohen Strenge und Entschlossenheit. Überreich an Anregungen, gedrängt voll mit Denkstoff, merkwürdig in vielen Einzelheiten, erweist abermals dieses Werk, einen wie ernsten und weiträumigen Denker wir gleichzeitig mit dem genialen Forscher in Sigmund Freud zu bewundern haben, und wie sehr diejenigen ihrer selber spotten, die seine Leistung als Psychologe noch immer auf das einspurige Sexualgeleise abschieben wollen, indes seine Wirkung ständig ihre Grenzen erweitert und auf allen Gebieten geistiger Produktivität schöpferisch anregend zutage tritt.“

In der „Vossischen Zeitung“ vom 5. Februar schreibt Heinrich Mühsam:

„ . . . Es scheint ja, als ob die eigentlich großen Fragen der Menschheit — etwa: Woher das (unleugbare) Unbehagen in der heutigen Kultur? Was ist und wie entstand überhaupt Kultur? Und was ist ihr Sinn, der Sinn des Lebens? — es scheint, als ob diese Fragen, eben weil sie alle angehen, auch für alle verständlich sind und verständlich behandelt werden können. Freilich muß es schon ein großer Geist sein, der sie behandelt, ohne dabei platt oder pathetisch-allgemein zu werden; während die kleineren sich gern und mit Recht auf ihre esoterisch-komplizierten Spezial-Problemkreise — psychologischer, philosophischer, religionswissenschaftlicher Natur — zurückziehen. Man denkt bei Freuds scharfsinnig-weisen Erörterungen am ehesten vielleicht an Schopenhauer, etwa an seine „Aphorismen zur Lebensweisheit“ —, und dazu paßt auch die pessimistische Grundhaltung, die manch-

mal, bei aller Abklärtheit, in einer Bemerkung von geradezu aggressiver Bitterkeit (über die menschliche Natur, gegen den Sinn der Kultur) sich äußert.

Es ist kein Zufall, wenn Freud gelegentlich Voltaires ‚Candide‘ zitiert: Man hat ihn ja oft genug einen Menschen des 18. Jahrhunderts genannt — so oft, daß man neuerdings nun wieder umgekehrt versuchen mußte, die Freudsche Lehre (um den Klagesschen Attacken zu begegnen) an die Romantik anzuschließen; und zwar war es kein anderer als Thomas Mann, der dies tat. Sei dem wie ihm sei (vielleicht ist der Gegensatz zwischen Rationalismus und Romantik, nach der Thomas Mannschen Beweisführung, überhaupt kein absoluter) — jedenfalls ist in Freuds Werk, und auch in diesem letzten, etwas von Voltairescher Atmosphäre, und seine Behandlung des Phänomens Religion muß gründlich aufklärerisch genannt werden. Insofern ist dies ein ziemlich unzeitgemäßes Buch: denn ‚religiöse Erneuerung‘ heißt ja allenthalben, bis in die Reihen der Sozialisten, die weltanschauliche Parole.“

In der „Neuen Freien Presse“ vom 12. Januar schließt Alfred Winterstein einen längeren Aufsatz mit den Worten:

„Was Freud auf knappem Raum in diesem Buche gibt, ist wahrhaft bewundernswert durch die Höhe der Vernunft und Schärfe des Verstandes, durch die Weite des Überblicks und Tiefe der Einsicht. Es handelt sich um nicht weniger, als um eine Psychologie des gesamten Kulturprozesses, um grundlegende Beiträge zur Psychologie der Ethik, schließlich um Freuds Metaphysik, die in manchem eigentlich an die Lehre Heraklits anklängt. Weisheit des Alters, Klarheit der Luft auf einem ganz hohen Berge durchstrahlt das Werk; Illusionen und Wolken reichen nicht mehr an den einsamen Weltbetrachter heran. Ein ehrwürdiger Denker, ein baumeisterlicher, hat hier ein Gebäude von mächtigen Ausmaßen umrissen.“

In der „Neuen Rundschau“ (Aprilheft 1930) schreibt ihr Herausgeber Rudolf Kayser:

„Auch in dieser Schrift erweist sich Freud als ein begnadeter Schriftsteller, begnadet mit allen Gaben sprachlicher Meisterschaft und einer überzeugenden Logik. Immer folgt man seinen Gedankengängen mit größter Anspannung (auch wenn man ihre Meinungen nicht zu teilen vermag) und ist bis zur letzten Seite gepackt von der Souveränität dieses Denkens, dieser Logik, dieser Persönlichkeit.“

In der Berliner „Nationalzeitung“ vom 16. April schreibt Max Hochdorf:

„Der Theologe, mit Gott in herzlicher Vertrautheit lebend, empfiehlt: Mensch, unterwirf dich willenlos! Es ist besser, du bist zerknirscht und ge-

horsam vor dem Weltenlenker als versessen, dich zum Widersacher aufzuspielen. Bist du klein, kriechst du auf Knien, aller Zwiespalt des Gefühls ist von dir genommen. Du wälzest jede andere Erdenpflicht von dir ab, wenn du nur deine Pflicht gegen den Himmel erfüllst. Geschehen wird es auch, daß du, bis zur Ekstase befriedigt und berauscht, an dir selber Genuß verspürst. Sieg über alle Widerwärtigkeiten des Alltagsdaseins, Frieden mit Nebenmensch und Feind, das wird dein Schicksal sein.

Es spricht der Revolutionär, der Klassenkämpfer, der Massenaufwiegler: Mensch, dir wird zwar als einem gerüchtweis hochentwickelten Kulturtechniker die Herrschaft über jede Natur ausgeliefert, du gebietest dem Sturm der Meere und der Lüfte, du lenkst die Zauberkräfte der Elektrizität und du bist soweit gelangt, daß du etwas Lebensähnliches, vielleicht sogar eines Tages einen *homo sapiens*, doch zum mindesten einen *homunculus* in der Laboratoriumsretorte erschaffen wirst, aber es gelingt dir, dem prächtigen Naturbezwinger und Kulturherrscher, noch nicht, deiner Armut, deiner Angst vor dem Verhungern, deiner Wut auf die Räuber deiner Freiheit und deines Brotes Herr zu werden. Und eben noch, übermütiger Psalmensänger auf die herrliche Natur, die das Hottentotten- und Kinderzeitalter ausrottete, schaudert es dich vor Unbehagen in der Kultur.

Diesen beiden, den Lämmern Gottes und den Ehrenbürgern der sozial unendlich raffiniert eingerichteten Existenzhöhle, setzt heute der Psychoanalytiker Sigmund Freud auseinander, warum sie in unserer Kultur nichts als unglücklich sein dürfen. Der Psychoanalytiker argumentiert mit dem Urinstinkt: ... Jeder Mensch will sich aus seiner Kindheit herausarbeiten. Es soll eine gewisse Harmonie zwischen der Körperniedrigkeit und der Seelenhoheit hergestellt werden. Und dieses moralische Jongleurkunststück ist, wie der Psychoanalytiker nachweist, das allerschwierigste Experiment ...

Unser Unbehagen in der Kultur kommt nicht nur von der Unterdrückung unserer tierischen Lust, es wurmt uns noch weit innerlicher, weil der Gewissenswurm der unersättliche Bewohner unserer Seele ist ... In Wirklichkeit vermögen auch die Stärksten, die Reichsten und Reifsten auf dem Gebiete der Sinne und des sonstigen Daseinskampfs, auch auf dem Gebiet des Geistigen, des Heldischen und des Verbrechens, niemals so viel wie sie gern möchten. Die Kultur duckt uns immer kräftiger als die Natur. Unsere Aufklärung und gar erst unsere Weisheit sind der unsichtbare Mount Everest, über den wir nicht hinüberstelen können. Höchstens, wenn wir uns berauschen, träumen wir manchmal, daß wir es können. Dann aber bringt die Ernüchterung einen desto elenderen Kulturkatzenjammer. Ob wir uns mit gekelertem Gift oder mit köstlicher Gotteslehre oder mit klingender Revolutionsphrase berauschen, unser Erwachen ist stets dieser Jammer ...“

Die klerikale Wiener „Reichspost“ erteilt Prof. Dr. Johann Triebel das Wort:

„Von Freuds neuester Schrift gilt das Wort: So viele Sätze, so viele Irrtümer oder doch wenigstens Unrichtigkeiten, Schiefheiten, unbewiesene und unbeweisbare Behauptungen, falsche und gewaltsame Deutungen, willkürliche Annahmen... Hätte man bisher noch keine klare Einsicht in das Problematische dieser neuesten ‚Wissenschaft‘ gehabt, die vorliegende jüngste Publikation Freuds müßte auch dem Blindesten die Augen öffnen... Wozu all dieser Aufwand von Beredsamkeit... Manche Behauptungen klingen geradezu romanhaft, muten wie tolle Phantasien eines Irrsinnigen an, ja fordern zu schallender Heiterkeit heraus. Oder soll einer nicht lachen, wenn ihm allen Ernstes erzählt wird, daß eine der gewaltigsten menschlichen Großtaten, die Zähmung des Feuers, ‚eine ganz außerordentliche, vorbildlose Leistung‘, dadurch vollbracht worden sei, daß der Urmensch eines schönen Tages — weiß der Teufel warum? — darauf verzichtete, seine ‚infantile Lust an ihm (sc. dem Feuer) zu befriedigen, indem er es durch seinen Harnstrahl auslöschte?‘ Die Begründung der Menschheitskultur war der ‚Lohn für den Triebverzicht‘ dieses Edlen, dem von Rechts wegen Ehrendenkmal in allen fünf Erdteilen gebührten. Nicht weniger muß die Lachmuskeln jedes Vollsinnigen reizen, was Freud über die Gründung der Familie, der ‚Schwelle der menschlichen Kultur‘ zu ‚erraten‘ wußte. Dadurch, daß der Urmensch ‚den Entschluß zum aufrechten Gang‘ faßte, ‚traten die Geruchsreize, durch die der ‚Menstruationsvorgang auf die männliche Psyche einwirkte, zurück, ihre Stelle nahmen, da die Genitalien sichtbar wurden, Gesichtsreize ein, das führte zur ‚Kontinuität der Sexualerregung und damit zur Gründung der Familie‘... Was gegen das Gebot der christlichen Nächstenliebe eingewendet wird, erhebt sich nicht über das Niveau frivoler Witze. Die Befolgung der hohen ethischen Forderungen bedeutet eine Schädigung der Kulturabsichten. Die Krone Polens aber gebührt dem, der aus Freuds ebenso abenteuerlichen und bizarren, wie verworrenen und widerspruchsvollen Ausführungen über die Entstehung des Gewissens klug zu werden vermag.“

Schließlich sei noch auf eine ausführlichere psychoanalytische Stellungnahme zu Freuds „Unbehagen“ hingewiesen. Im soeben erschienenen neuesten Heft der „Imago, Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften“ (XVI. Jahrg., 1930, Heft 2) äußert sich Theodor Reik „Zu Freuds Kulturbetrachtung“. Es ist uns nicht möglich, alle Gedanken des gehaltvollen Essays von Reik hier wiederzugeben, und wenn wir aufs Geratewohl einige Stellen herausgreifen, geschieht es vornehmlich, um zur Lektüre des Reik'schen Aufsatzes selbst anzuregen.

„... Nicht nur der Inhalt dieser Probleme, auch die Art ihrer Behandlung mußte ernstes Befremden hervorrufen. Es ist nämlich nicht mehr zu verkennen, daß sich Freud in diesen letzten Schriften subjektiver gibt als in den früheren, daß er etwas von seiner persönlichen Stellung zu den großen Fragen der Zeit und der Zeiten verrät. Gegenüber der nur dem Forschungsobjekt zugewandten, unpersönlichen Haltung früherer Jahre getraut er sich nun der Äußerung eigener Ansichten, die von der Tradition erheblich abweichen. Die Wissenschaft wird gewiß emphatisch erklären, daß sie mit alledem nichts zu tun hat und daß es wissenschaftlich nicht zu verantworten sei, eigene Ansichten über die Beziehungen von Glück und Kultur zu äußern. Ist nicht ‚Die Zukunft einer Illusion‘ gewissermaßen das Credo eines Glaubenslosen, enthält nicht ‚Das Unbehagen in der Kultur‘ ein Stück Weltanschauung eines Beobachters, der sich von Weltanschauungsfragen sorgfältig ferne hielt? Man erinnert sich noch der strengen Zurechtweisung, die Freud nach der ‚Zukunft einer Illusion‘ von *Abderhalden* und anderen Klinikern erfuhr. Sie wird sich jetzt verschärft wiederholen. Kultur und Glück — so spricht man nicht zu Internisten.

Freuds Subjektivität hat freilich ihren besonderen Charakter: noch im Persönlichen tritt das Überpersönliche hervor. . . .“

„... Auch in anderer Richtung ist der Charakter dieser letzten Schriften von dem der früheren unterschieden. Die Andacht vor dem Kleinen ist noch immer da, aber die großen Zusammenhänge treten daneben hervor. Das Mikroskop wird oft beiseitegelegt und das Fernrohr herangerückt. . . .“

„... Ein Seitenweg eröffnet das Problem der Erhaltung des Psychischen. Freud gibt auch hier eher Andeutendes als Ausgeführtes, eher Hinweise auf eine Lösung als diese Lösung selbst, eher fruchtbringende Zweifel als inhaltsleere Gewißheiten. Der Bildungspöbel aller Länder schätzt solche Versuche nicht: er liebt an der Wissenschaft die Sicherheiten. In der Wissenschaft wie auf allen Gebieten des Lebens gilt ihm die Losung: zuerst Sicherheit. Der Zweifel ist ein Feind der göttlichen und menschlichen Ordnung. . . .“

„... An keiner Stelle dieser Ausführungen geht der Ton des Forschers oder Beobachters in den eines Führers zum Lebensglück oder eines philosophischen Ratgebers über. Er bleibt sachlich, ruhig, wo Schmerzliches behandelt wird. Er scheint manchmal geradezu absichtsvoll kühl, wo für jeden Empfindlichstes besprochen wird. In einem einzigen Satze klingt so etwas wie ein lehrhafter Unterton an: ‚Wie der vorsichtige Kaufmann es vermeidet, sein ganzes Kapital an einer Stelle festzulegen, so wird vielleicht die Lebensweisheit raten, nicht alle Befriedigung von einer einzigen Strebung zu erwarten‘. Solche Mahnung, der griechischen Anschauung von der *Sophrosyne* verwandt, hat ihre Berechtigung in sich, aber Freud weiß gewiß, wie vergeblich sie bleiben muß. Es scheint, als müsse jede Jugend ihre Illusionen hegen und in Schutt versinken sehen, als könne wirklich keiner keinem ein Erbe hier sein. Aller Wandel der Menschen scheint immer derselbe zu sein

und keine Generation von der früheren viel zu lernen. Was an Einsichten übernommen wird, versinkt rasch von der Erregung des Tages. Der Lebenssatte kann den Lebenshungrigen nicht verstehen — ein Spezialfall des gegenseitigen Nichtverstehens, das die dauernde Grundlage der Gesellschaft ist. . . .“

„. . . Freud erkennt natürlich an, daß man mit der Aufhebung des Privateigentums der menschlichen Aggressionslust eines ihrer Werkzeuge entzieht, ‚gewiß ein starkes und gewiß nicht das stärkste‘. Er gibt sich doch nicht dem rosenroten Optimismus der Anschauung hin, die alles Übel des Einzellebens und des Daseins der Gemeinschaften aus diesem einen Punkte zu kurieren sich vermißt. Wer viele Menschenschicksale sich abrollen gesehen hat, kann jenen flachen Glauben an diese alleinseligmachende Weltordnung nicht teilen. Es scheint, als seien Organisationen zur Einrichtung des Menschenglückes überhaupt wenig aussichtsreich, während die organisierten Bestrebungen, Menschen unglücklich zu machen, sich großer und ausgebreiteter Erfolge rühmen können. Der Mensch gleicht jenem Bäumchen, das immer andere Blätter hat gewollt, und ich zweifle nicht daran, daß es auch dann andere Blätter wollen wird, wenn sein Laub durch und durch rot sein wird. . . . Wenn Freud hier die psychologische Voraussetzung des Kommunismus als ‚haltlose Illusion‘ charakterisiert, so hat er sich damit sicherlich die Sympathien vieler Menschen — und darunter vieler wertvoller — verscherzt. . . . Die Kommunisten, welche mit tiefer Befriedigung Freuds Ausführungen über die Überflüssigkeit der Religion für unsere Gesellschaftsordnung zur Kenntnis genommen hatten, sahen in Freud bereits einen der ihren, da erklärt er nun, er sehe in der Aufhebung des Privateigentums allein nicht die Morgenröte allgemeinen Menschheitsglückes. Er wird bald die Äußerungen des Unwillens dieser Partei zu hören bekommen. Es scheint das Schicksal seiner Ansichten zu sein, Anstoß zu erregen. . . . Freud ist nicht unbedingt; er ist nicht ‚unentwegt‘, wie man es jetzt gerne nennt. Er zieht es vor, aufrichtig zu sein. In einer privaten Diskussion, welche politische Themen streifte, bemerkte er einmal, er erkenne es nicht an, daß man ‚rot‘ oder ‚schwarz‘ sein müsse. Es genüge, daß man fleischfarben (d. h. ein Mensch in jenem besten Sinne) sei.“

„. . . Der Stil Freuds ist derselbe geblieben, auch hier, wo er beschleunigter, man möchte sagen, bei aller Ruhe persönlich beteiligter klingt. Noch immer herrscht die strengste Ordnung in der gedanklichen Fülle; noch immer bewundert man jene Einfachheit und Sparsamkeit des Stils, den sich nur die Reichsten gestatten können. Nicht auf Einzelheiten des Ausdrucks kommt es hier an, — so vermag ich die Bewunderung vieler für die Bezeichnung ‚Prothesengott‘ nicht zu teilen, — sondern auf die bindende und lösende Gewalt dieser Sprache. Sie reicht von der zartesten Andeutung bis zu einem Klang, als ob alle Glocken läuteten. Ihre persönliche Prägung ist in der langen, schweren Periode ebenso stark wie im epigrammatischen Satz. . . .“

Thomas Mann und Arnold Zweig

Die in Katovice (als Beilage der Halbwochenschrift „Wirtschaftskorrespondenz für Polen“) erscheinende und von Dr. Franz Goldstein umsichtig redigierte „Buch- und Kunstrevue“ (die es übrigens an Ausführlichkeit und Vielseitigkeit mit den Literaturbeilagen der großen deutschen Weltblätter aufnimmt) schreibt im Rahmen einer Besprechung der vor kurzem erschienenen neuen deutschen Oscar Wilde-Ausgabe über den einleitenden Essay von Arnold Zweig:

„Es scheint mir, daß heute außer Thomas Mann in Deutschland kein zweiter im stande ist, einen derart welthaltigen Essay auf gleich musikalische Art zu führen. Immer wieder wird einem die innere Verwandtschaft zwischen Thomas Mann und Arnold Zweig deutlich. Es dürfte darum auch kein Zufall sein, daß beide Dichter ungefähr zu gleicher Zeit sich so rückhaltlos zu Freud bekannten und psychoanalytische Erhellung in ihre eigene Wesensart und deren künstlerisch-geistige Ausstrahlung einströmen ließen.“

*

Über den Freud-Essay von Thomas Mann („Die psychoanalytische Bewegung“, I. Jahrg., Heft 1) schreibt in der Aprilnummer 1930 der „Schweizerischen Monatshefte für Politik und Kultur“ Walter Muschg: „Es bleibt ein unbefriedigtes Spiel diesen erbarmungslosesten aller Rationalisten und Vernunftverkünder [Freud] mit Bachofen und der deutschen Romantik in Zusammenhang zu bringen. Hier liegt doch wohl eine Verwechslung von Forschungsgebiet und Methode vor. Wie munter und witzig ist das alles zu löffeln, aber wieviel weniger munter und witzig sind bei genauerem Zusehen die Gegenstände, die in der angenehmen Verpackung am Leser vorbeipassieren. Er hat sie in der Hand gehabt, das allerdings nimmt ihm keiner mehr“

„Vernüchterung“

Theodor Lessing — immer aufgelegt dazu, mit viel Heftigkeit Anderes als die Anderen zu sagen — und zwar derselbe Theodor Lessing, der wie erinnerlich als Presseberichterstatter im Haarmann-Prozeß so nachdrücklich nach psychoanalytischen Sachverständigen gerufen hatte (und übrigens — zur Schande des Gerichts — aus dem Gerichtssaal gewiesen wurde) — also derselbe Theodor Lessing, der vor einigen Jahren die Psychoanalyse gegen die verständnislose und reaktionäre Justiz beschwören wollte, weiß in seinem soeben erschienenen Buche „Europa und Asien“ einiges gegen die Psychoanalyse vorzubringen. Das Kapitel „Vernüchterung“ zielt

hauptsächlich auf die Psychoanalyse. Berauscht von den eigenen Kraftausdrücken zieht der passionierte Pamphletist gegen den „Hauptanbahner der Vernüchterung“, Sigmund Freud, gegen die „Seelenchemie“ und „deren gesamte Bauformeln“ ins Feld. Die „heute üblichen Eros- und Sexuallehren“ werden „mit knappen Erwägungen abgefertigt“. Etwa folgender Art: „Nirgends in der nicht verbürgerlichten Natur ist jemals das Erotische aus dem Sexus entstanden“ ... „Hinter der scheinbaren Unbefangenheit der vernüchterten Köpfe steht in Wahrheit ein verkappter sinnenfeindlicher Moralismus“ ... Diese „heute allbeliebten Geistesspiele“ (der Tiefenpsychologie) ... „bieten der vom schöpferischen Leben ausgestoßenen leerlaufenden Intelligenz eine nie versagende Handhabe, um alles Zeugende, von der Liebe bis zum Gebet ... aus etwas Verneinendem oder Lebensbrüchigem zu erklären ...“ Viel Unterschied zwischen den Psychologen macht Lessing nicht. Bei allen Psychologen von heute sieht er dieselbe Wurzel: „die Rache einer lebenentfallenen und todesreifen Menschengattung an dem ihr nicht mehr vertrauten, weil nicht mehr natürlichen außermenschlichen Leben.“ Damit diese, alle heutigen Psychologen entlarvende Lessingsche Kritik nicht etwa Lessingen selbst auch treffe, muß man ihm wohl zu seinem Gunsten bescheinigen, daß seine Ansichten über die psychischen Motive aller heutigen Psychologen, nicht psychologisch sind.

St.

Mister Johanna

Herr Dr. S. Placzek in Berlin ist ein Fachmann in Sachen des Geschlechts. Mit den Problemen der Sexualität versucht er seit Jahren mit Veröffentlichungen gerichtlichmedizinischer oder psychologischer Observanz anzubandeln. Besonders förderlich wirkt auf seine Publikationstribe die Psychoanalyse. Erscheint eine neue psychoanalytische Arbeit, so kann man hundert gegen eins wetten, daß ihr als Lustigmacher der Referent Placzek auf der Ferse folgt.

Neuestens hat sich die Ironie Dr. Placzeks über einige Arbeiten in der „Festschrift für Ernest Jones“¹ hergemacht. Er findet es komisch, daß Ferenczi („Das unwillkommene Kind und sein Todestrieb“) meint, Kinder, die gegen den Willen der Eltern auf die Welt gekommen sind, seien den Gefahren des Selbstvernichtungstriebes in erhöhtem Maße ausgesetzt, er empfindet es offenbar als Schweinerei, was Sadger über „Genitale und extragenitale Libido“ schreibt, besonders angetan hat es ihm aber der Beitrag „Weiblichkeit als Maske“ von Joan Riviere,² denn er handelt ja von Oedipuskomplex, Penisneid, Kastrations-

1) „Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse“ XV. Jg. (1929), Heft 2|3 („Festschrift zum 50. Geburtstag von Ernest Jones“).

2) Die Arbeit „Weiblichkeit als Maske“ von Joan Riviere ist auch im „Almanach der Psychoanalyse 1930“ abgedruckt worden.

angst und sonstigen verdächtigen Dingen, die die Placzeks längst entlarvt haben. Niemand bestreitet natürlich Placzek das Recht, seine Meinung zu sagen. Wer auf sie neugierig ist, mag lesen, was er unter der Spitzmarke „Psychoanalytische Offenbarungen“ im neuesten Heft des „Archivs für Frauenkunde“ schreibt. Hier aber soll nur ein kleiner Irrtum Dr. Placzeks richtiggestellt werden: J o a n Riviere ist k e i n M a n n. Ein Forscher auf dem Gebiete der Frauenkunde, ein Mitarbeiter des „Archivs für Frauenkunde“ muß natürlich von so einem untergeordneten Umstand, daß „Joan“ die englische Form von „Johanna“ ist und daher der Name von Frauen, Kunde keineswegs haben. Und vielleicht weiß er es sogar, daß es ein weiblicher Vorname ist, traut aber der verrufenen Psychoanalyse, bei der rechter Hand linker Hand alles durcheinand, so viel perverse Unordnung zu, daß er annimmt, irgend ein männlicher Verfasser der Arbeit „Weiblichkeit als Maske“ habe sich aus besonderem Raffinement in einen weiblichen Vornamen verummumt. Weiblicher Vorname als Maske!

A. J. St.

Bertrand Russel über den Einfluß der Psychoanalyse auf die Politik

Das Maiheft der „Neuen Rundschau“ veröffentlicht unter dem Titel „Psychologie und Politik“ einen Essay von Bertrand Russel, in dem der englische Philosoph die „möglichen guten, sowie die wahrscheinlichen schlechten“ Wirkungen erörtert, welche die Psychologie seiner Voraussicht nach binnen kurzem auf die Politik ausüben wird. Bis in die neueste Zeit sei Psychologie ein unwichtiges philosophisches Geschwätz gewesen: „das akademische Zeug, das ich in meiner Jugend lernte, war des Lernens nicht wert.“ Heute gebe es aber zwei ganz bestimmte, wichtige Wege, an die Psychologie heranzukommen: den der Physiologen und den der Psychoanalyse. „Es ist klar, daß die Psychologie in steigendem Maße die menschliche Einstellung beherrschen wird, je mehr die Ergebnisse dieser zwei Richtungen an Umriß und Wichtigkeit gewinnen.“ Russel zieht vor allem die Erziehung als Beispiel heran. Früher habe es als ausgemacht gegolten, daß „Erziehung mit ungefähr zehn Jahren mit dem Erlernen der lateinischen Deklinationen zu beginnen habe. Was vorher geschah, galt nicht als wichtig . . . Hand in Hand mit dieser Konzentration auf die späteren Erziehungsstadien geht ein gewisser Pessimismus bezüglich des Machtbereichs: man glaubt, alles, was man wirklich tun könne, sei, den Menschen erwerbsfähig zu machen. Aber es zeigt sich, daß die Naturwissenschaftler der Erziehung eine sehr viel größere Kraft beimessen, als man früher tat, nur muß damit sehr früh begonnen werden. Psychoanalytiker würden mit der Geburt beginnen . . .“

„... Ich glaube“, — heißt es dann später, — „es besteht nicht der geringste Zweifel über den ungeheuren Einfluß der ersten Lebensjahre auf die Charakterbildung. Es herrscht ein gewisser, für meinen Verstand ganz unnötiger Gegensatz zwischen denen, die glauben, sie können dem Verstand mittels des Körpers beikommen, und denen, die glauben, sie könnten dies unmittelbar. Der altmodische Arzt, wengleich überzeugter Christ, neigt zum Materialismus; er ist der Ansicht, geistige Zustände hätten psychische Ursachen und müßten durch Beseitigung dieser Ursachen kuriert werden. Die Psychoanalytiker suchen im Gegenteil stets nach psychischen Ursachen und versuchen auf diese einzuwirken...“

Zur Bedeutung der Triebpsychologie für die Politik führt Russell aus: „... Die orthodoxen Nationalökonomten vor hundert Jahren dachten, Habsucht sei das einzige Motiv, dem ein Politiker Rechnung tragen müsse; diese Anschauung wurde von Marx übernommen und bildete die Basis seiner ökonomischen Geschichtsphilosophie... Heute wird sie von Kapitalisten und Kommunisten geteilt und von sämtlichen respektablen Personen, etwa der Times und den Behörden, die ihre Überraschung zum Ausdruck bringen, wenn junge Mädchen ihre Einkünfte opfern, um Arbeitslose zu heiraten... Die Psychoanalytiker behaupten ihrerseits gegenüber diesen Lehren von Orthodoxie und Marxismus, der einzige menschliche Grundtrieb sei das Geschlecht. Habsucht, sagen sie, ist eine krankhafte Entwicklung einer gewissen sexuellen Perversion. Offensichtlich werden Leute, die dies annehmen, ganz verschieden von solchen handeln, die von der wirtschaftlichen Anschauung ausgehen... Leute, die meinen, Wohlstand bedeute Glück, werden anders handeln, wie wenn sie die Geschlechtlichkeit für das Wesentliche hielten. Keine von beiden Anschauungen halte ich für ganz wahr, indessen halte ich letztere für die weniger schädliche... Ich bin nicht der Meinung, daß der Geschlechtstrieb alles ausmacht. Speziell in der Politik indes ist der Geschlechtstrieb, wenn zurückgestaut, von überragender Bedeutung. Im Krieg entwickelten ältliche Jungfern eine Wildheit, die teilweise ihrem Ingrim über die Vernachlässigung von seiten der jungen Männer zuzuschreiben war.“

„... Es ist sehr zu fürchten, daß die Psychologie den Machthabern neue Waffen an die Hand gibt. Sie werden imstande sein, Schüchternheit und Fügsamkeit auszubilden und die Masse der Menschen mehr und mehr zu Haustieren zu machen. Wenn ich von Machthabern spreche, so meine ich nicht nur die Kapitalisten, — ich schließe alle Oberbeamten ein, selbst die der Gewerkschaften und der Arbeitsparteien...“ Es sei wichtig, die Demokratie sicherzustellen, bevor die psychologische Technik des Unterdrückens sich vervollkommen hat.

Die große, praktische Bedeutung der Psychologie werde darin bestehen, daß sie „gewöhnlichen Männern und Frauen eine richtige Auffassung von der Grundlage menschlichen Glücks gewährt“... Bei unserem gegenwärtigen

Wissenstand wäre es leicht, das Glück der Instinkte nahezu übertoll zu sichern, würden wir nicht durch die übelwollenden Leidenschaften derjenigen gehemmt, die das Glück versäumt haben und nicht wünschen, daß irgendwer sonst es erlangt. „Die Welt ist ausgefüllt mit Wissen aller Art, daraus mehr Glück entspringen könnte, als seit dem Ursprung der Menschen je bestand, aber alle Unausgeglichenheit, Gier, Neid und religiöse Grausamkeit stehen im Weg.“

Vorträge über Psychoanalyse in Basel

In diesem Winter veranstaltete die „Schweizerische Gesellschaft für Psychoanalyse“ — nachdem bereits ähnliches in Bern und Zürich von ihr organisiert worden war — in Basel einen Zyklus öffentlicher Vorträge über Psychoanalyse. Es hielten folgende Psychoanalytiker Vorträge: Dr. Philipp Sarasin: „Was ist Psychoanalyse?“ — Dr. Hans Christoffel: „Psychoanalyse und Medizin.“ — Hans Zulliger: „Psychoanalyse und Pädagogik.“

Die Vorträge fanden im Hörsaal des „Bernoullianum“ statt, der stets von einer interessierten Zuhörerschaft gefüllt war. Die Basler Tageszeitungen gaben die Gedankengänge der Vortragenden in ausführlichen Referaten wieder.

Psychoanalytische Lehrkurse

Für das Sommersemester 1930 werden folgende Kurse angekündigt:

Vom „Berliner Psychoanalytischen Institut“ der „Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft“:

Otto Fenichel: Spezielle Neurosenlehre (I. Teil: Übertragungsneurosen und Verwandtes).

Sandor Radó: Seminar zur Anwendung der Psychoanalyse auf Literatur und Kunst (Grimms Märchen).

Felix Boehm: Freud-Seminar (Krankengeschichten).

J. Hárník: Handhabung der Traumdeutung in der psychoanalytischen Therapie.

Hanns Sachs: Praktische Übungen in der Deutungstechnik an Witz, Kunstwerk und verwandten Phänomenen.

Carl Müller-Braunschweig: Freud-Seminar (Schriften zur Technik).

F. Alexander, K. Horney, S. Radó: Technisches Seminar.

M. Eitingon, u. a.: Praktisch-therapeutische Übungen.

Ernst Simmel: Probleme klinisch-psychoanalytischer Therapie.

Franz Alexander: Seminar (Theorie der Technik).

Siegfried Bernfeld: Seminar (Praktische Fragen der psychoanalytischen Pädagogik).

Müller-Braunschweig, S. Bernfeld: Pädagogische Arbeitsgemeinschaft.

F. Alexander, H. Staub: Kriminalistische Arbeitsgemeinschaft.
Auskünfte durch: Berliner Psychoanalytisches Institut, Berlin W 62, Wichmann-
straße 10.

*

Am „Frankfurter Psychoanalytischen Institut“ der „Südwestdeutschen
Psychoanalytischen Arbeitsgemeinschaft“ werden im Mai—Juli 1930 lesen:

Heinrich Meng: Elemente der Psychoanalyse. (Unter besonderer Berücksichtigung
der Pädagogik.)

Heinrich Meng: Psychoanalytische Probleme in der inneren Medizin und in der
Gynäkologie.

Frieda Fromm-Reichmann: Neurosenlehre.

Karl Landauer: Psychoanalyse und Ehe.

Auskünfte erteilt Dr. med. Karl Landauer, Frankfurt a. M., Kettenhofweg 17.

*

Der Lehrausschuß der „Wiener Psychoanalytischen Vereinigung“ kündigt
für das Sommersemester folgende Kurse an:

Dr. Robert Wälder: Theorie der Neurosenlehre.

Dr. Eduard Bibring: Probleme der Psychiatrie.

August Eichhorn: Analyse des Verwahrlosten — Praktikum in Horten, Tages-
heimstätten und Kinderheimen mit Besprechung der sich ergebenden Schwierigkeiten.

Dr. H. Nunberg: Schuldgefühl.

Dr. Heinz Hartmann: Einführung in die Wissenschaftstheorie der Psychoanalyse.

Dr. Wilhelm Reich: Seminar für psychoanalytische Therapie.

Dr. Paul Federn: Seminar zur Lektüre Freudscher Schriften.

Anna Freud: Seminar zur Technik der Kinderanalyse.

Dr. Wilhelm Hoffer: Seminar für Pädagogen.

Auskunft erteilt Dr. Helene Deutsch, Wien, I., Wollzeile 33.

Psychoanalytische Zeitschriften

Das soeben erschienene 2. Heft des Jahrgangs 1930 (Bd. XVI) der „Inter-
nationalen Zeitschrift für Psychoanalyse“ (herausgegeben
von Sigm. Freud), enthält u. a. folgende Beiträge:

S. Ferenczi: Relaxationsprinzip und Neokatharsis.

Max Eitingon: Reminiszenzen aus der Geschichte der Psychotherapie.

Helene Deutsch: Der feminine Masochismus und seine Beziehung zur Frigidität.

Edith Jacobson: Zur asozialen Charakterbildung.

Sigm. Pfeifer: Über eine Form der Abwehr.

J. Hárník: Eine Komponente der frühkindlichen Todesangst.

Rudolf Bilz: Ein Fall von Globus bei Magenneurose.

Preis des Heftes M. 750, Abonnement 1930 (4 Hefte im Gesamtumfang von etwa
600 Seiten, Lexikonformat) M. 28.—.

*

Das soeben erschienene 2. Heft des Jahrgangs 1930 (Bd. XVI) der
„Imago, Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und

Geisteswissenschaften“ (herausgegeben von Sigm. Freud) enthält u. a. folgende Beiträge:

René Laforgue: Jean Jacques Rousseau.

Siegfried Bernfeld und Sergei Feitelberg: Über die Temperaturdifferenz zwischen Gehirn und Körper.

Siegfried Bernfeld und Sergei Feitelberg: Der Entropiesatz und der Todestrieb.

A. J. Westerman Holstijn: Tendenzen des Toten, Todestriebe und Triebe zum Töten.

Theodor Reik: Zu Freuds Kulturbetrachtung.

Wera Schmidt: Die Entwicklung des Wißtriebes bei einem Kinde.

Preis des Heftes M. 6.—; Abonnement 1930 (4 Hefte im Gesamtumfang von etwa 560 Seiten, Lexikonformat) M. 22.—.

*

Von der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“ erschien das Heft 2/3 des IV. Jahrgangs (Februar—März 1930) mit folgendem Inhalt:

Hans Zulliger: Das Gespenst der Bindung.

Karl Pipal: Der Lehrer im Traume der Kinder.

G. H. Graber: Aus der Analyse eines nacht wandelnden Knaben (Schluß).

Nelly Wolffheim: Psychoanalyse und Kindergarten (Fortsetzung).

Grete Reiner: Beobachtungen einer Kindergärtnerin.

René Laforgue: Die Mechanismen der Selbstbestrafung und ihr Einfluß auf den Charakter des Kindes.

Heinrich Meng: Über Zeugenaussagen und Fehlleistung.

C. M. Versteeg-Solleveld: Stadt und Land als Muttersymbole.

Preis dieses Doppelheftes M. 2.—.

Das soeben erschienene Heft 4/5 des gleichen Jahrgangs (April—Mai 1930) enthält u. a. folgende Beiträge:

M. D. Eder: Die ersten fünf Lebensjahre.

Ada Müller-Braunschweig: Ein Fall von Schattenangst und Fragezwang.

Hans Kalischer: Aus der heilpädagogischen Anstaltspraxis: I) Jugendliche Verbrecher. II) Phantasien eines angsthysterischen Knaben.

Nelly Wolffheim: Psychoanalyse und Kindergarten (Fortsetzung).

Else Fuchs: Verweigerte Nahrungsaufnahme.

Preis dieses Doppelheftes M. 2.—.

Abonnement auf den IV. Jahrgang (12 Hefte, Januar bis Dezember 1930, Gesamtumfang etwa 500 Seiten) M. 10.—.

Eigentümer und Verleger:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien, I., Börsegasse 11

Herausgeber: Adolf Josef Storfer, Wien, I., Börsegasse 11

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Editha Sterba, Wien, VI., Mariahilferstraße 71

Druck: Johann N. Vernay A.-G., Wien, IX., Canisiusgasse 8—10

„Die psychoanalytische Bewegung“

Erscheint zweimonatlich

Herausgegeben von A. J. Storter

Im I. Band (Jahrgang 1929)

erschienen unter anderem folgende Beiträge:

- Richard Behrendt. Das Problem Führer und Masse und die Psychoanalyse
Ewald Bohm . . . Die Psychoanalyse auf der Weltkonferenz für Erziehung in Helsingör
H. Cornioley . . . Sexuelsymbolik in der „Frommen Helene“ von Wilhelm Busch
M. Eitingon . . . Ansprache in Oxford
S. Ferenczi . . . Männlich und Weiblich. Über die Genitaltheorie und über sekundäre und tertiäre Geschlechtsunterschiede
G. H. Graber . . . Geburt und Tod
E. Hitschmann . . . Knut Hamsun und die Psychoanalyse
W. Jensen (†1911) Drei unveröffentlichte Briefe an Sigm. Freud
Ernest Jones . . . Die Insel Irland. Ein psychoanalytischer Beitrag zur politischen Psychologie
Thomas Mann . . . Die Stellung Freuds in der modernen Geistesgeschichte
Wilhelm Reich . . . Die Stellung der Psychoanalyse in der Sowjetunion
Theodor Reik . . . Anspielung und Entblößung
Hanns Sachs . . . Zur Psychologie des Films
E. Sterba Pflastersteine. Zwangsgewohnheiten auf der Straße
R. Sterba Das Problem des Kunstwerks bei Freud
R. Wälder Sexuelsymbolik bei Naturvölkern
A. Winterstein. Motorisches Erleben im schöpferischen Vorgang
Fritz Wittels . . . Le grand amour
H. Zulliger . . . „Hysterie infolge Verdrängung ethischer Regungen“
Arnold Zweig . . . Freud und der Mensch

Askese und Sadomasochismus — Psychoanalyse im Schlatwagen — Zu Freuds Deutung der Cordeliagestalt — Ackerbau und Sexuelsymbolik — Vom Ekel — Erotik und Reklame — Psychoanalyse bei psychischer Impotenz — Abstinenz, Coitus interruptus und Angstneurose — Das Stabilitätsprinzip in der Psychoanalyse — Neue Literatur über den Traum — Kevelaar über Psychoanalyse — Karl Kautsky und der Odipuskomplex — Bolschewistische Kritik an Freud — Der Gegensatz von Arzt und Volk — Psychoanalytische Heilung und christliche Bekehrung — Marcel Prévost und die Psychoanalyse —
usw.

Preis des I. Jahrg. (1929) in Halbledereinband: Mark 10'60

Soeben erschien:

BUBI

DIE LEBENSGESCHICHTE
DES

CALIGULA

VON

HANNS SACHS

Mit einer Porträtzeichnung von Hans
Aufseesser und 4 Bildtafeln im Text

Geheftet 4'50 RM.

In Leinen 6'50 RM.

*INHALT: Das Kaiserhaus / Tiberius /
Die Zeit / Der Kaufpreis / Der Zugriff /
Bubi ist brav / Reliqua ut de monstro /
Schwester und Geliebte / Verwandlungen /
Bubi und Jehova / Ausweg und Ende*

Ein einzigartiger Lebenslauf, der an Spannungen und Überraschungen jede romanhafte Erfindung hinter sich läßt. Man erlebt diesen rätselhaften Menschen Caligula bis in seine kleinsten Eigenheiten und Schwächen. Lebensnah tritt seine Gestalt vor uns; das Übermaß seiner Ausschweifungen und Missetaten, seine erotische Bindung an die Schwester, selbst das, was bisher als Cäsarenwahn galt, erscheint als Ergebnis einer folgerichtigen seelischen Entwicklung. Nicht um eine Rettung handelt es sich, nicht um eine Abschwächung oder Beschönigung der Greuel, sondern um eine psychologische Durchleuchtung, die den Aufbau der Persönlichkeit des „Bubi“ (so nannten ihn seine Untertanen bei der Thronbesteigung) klarstellt. Ein seelisches Porträt von höchstem Reiz.

*gesehen im Geiste der Psychoanalyse von einem
Forscher aus dem engsten Kreis um Freud.*

Das Werk, auf genauer Kenntnis der Quellen ruhend, gibt in künstlerischer Sprache und Darstellung ein erschütterndes Seelenbild, ein packendes Zeitgemälde.

JULIUS BARD VERLAG
BERLIN W 15

Hanns Sachs

GEMEINSAME TAGTRÄUME

Geheftet M. 6 —, Halbleinen M. 7'50

Als die Psychoanalyse auf die entscheidende Bedeutung der Tagträume für den Lebensweg und die Liebeswahl des Einzelnen hinwies, traf sie mit einer längst gangbaren Überzeugung zusammen, daß nämlich die Tagträume die Vorstufe seien, von der aus sich in begnadetem Sonderfalle der Aufstieg zum Kunstwerk vollziehe. Sachs untersucht nun, wie sich der Tagtraum zum Kunstwerk verwandelt, wodurch sich der Dichter vom Neurotiker, vom Verbrecher, vom Führer der Masse unterscheidet. Er weist auf den Zusammenhang zwischen dem nach Entlastung lechzenden Schuldbewußtsein und dem zur Verschiebung auf das Werk bereiten Narzißmus hin. Besonders analysiert er dann zwei Kunstwerke, die Anzeichen einer Produktionshemmung im Leben ihrer Schöpfer darstellen: Schillers „Geisterseher“ und Shakespeares „Sturm“. Die Psychoanalyse entwickelt sich „nach dem Gesetz, nach dem sie angetreten“; aus der Erforschung der Störungen erwachsen, die der unvollkommenen Bewältigung unbewußter Wünsche ihr Dasein verdanken, vermag sie sich den Problemen der künstlerischen Schöpfung auch am besten von der Seite der Hemmungen her zu nähern.

Internationaler
Psychoanalytischer Verlag

Wien, I., In der Börse

	Seite
<i>Albrecht Schaeffer</i> : Der Mensch und das Feuer	201
Feuer und Harnstrahl (<i>A. J. St.</i>)	210
<i>Jean Frois-Wittmann</i> : Moderne Kunst und Lustprinzip. Versuch einer psychoanalytischen Rechtfertigung von Expressionismus und Surrealismus	211
<i>Hanns Sachs</i> : Caligulas Geliebten	248
<i>Julius Epstein</i> : Jesuitismus und Psychoanalyse	255
Der Psychoanalytiker als Jesuit wider Willen (<i>A. J. St.</i>)	258
<i>Karl Landauer</i> : Die Gemeinschaft mit sich selber. Über narzisstische Charaktere, Neurosen und Psychosen	260
<i>Helene Deutsch</i> : Ein Fall von hysterischer Schicksalsneurose	273
Weiblichkeitskomplex des Mannes und Potenzstörungen	284
DAS ECHO DER PSYCHOANALYSE	
„Das Unbehagen in der Kultur“	290
Thomas Mann und Arnold Zweig	297
„Vernüchterung“ (<i>St.</i>)	297
Mister Johanna (<i>A. J. St.</i>)	298
Bertrand Russel über den Einfluß der Psychoanalyse auf die Politik	299
Vorträge über Psychoanalyse in Basel	301
Psychoanalytische Lehrkurse	301
Psychoanalytische Zeitschriften	302

Das vorige Heft (Heft 2) enthielt u. a. folgende Beiträge:

- Bernfeld*. . . „Neuer Geist“ kontra „Nihilismus“
- Reik* . . . Der Weg allen Fleisches
- Jokl* . . . Der Widerstand gegen die Psychoanalyse
- Kielholz*. . . Seelische Hintergründe der Trunksucht
- Jones* . . . Die Eifersucht
- Muschg* . . . Die Psychoanalyse als Rivalin der Literaturwissenschaft
- Deutsch* . . . Ein Fall von Hühnerphobie

Das nächste Heft (Heft 4) erscheint Ende Juli

*Prospekte über psychoanalytische
Literatur sendet auf Verlangen:
Internationaler Psychoanalytischer
Verlag, Wien, I., Börsegasse 11*